BASTEI

STERNEN FAUST

SCENE I

CAMERA: ON

00 : 01

Die Entscheidung der Genetics

Band 45 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Die Entscheidung der Genetics

von M'Raven

»Das glaube ich nicht!«

Der empörte Ausruf ließ jeden im Aufenthaltsraum der STERNENFAUST II zusammenfahren. Die meisten Anwesenden nahmen hier einen Synthodrink zu sich oder suchten die Gesellschaft ihrer Kameraden zu einem angenehmen Smalltalk. Einige sahen sich auch die Übertragung der Nachrichten auf dem Großbildschirm des Raums an.

Der empörte Ausruf kam aus der Gruppe der Zuschauer und stammte von Simon E. Jefferson, dem Leitenden Ingenieur der STERNENFAUST.

Wer ihn kannte, wusste, dass ein solcher Ausbruch vollkommen untypisch für den normalerweise ruhigen Mann war.

»Das können die doch nicht machen!«, ereiferte sich Jefferson erneut. Seine Empörung war nur allzu nachvollziehbar und erfasste jetzt auch die übrigen Leute, die dem Geschehen auf dem Bildschirm bisher wenig oder gar keine Beachtung geschenkt hatten. Denn was sich dort abspielte, war wirklich ungeheuerlich …

Die Übertragung zeigte den Kommandanten eines Schiffes der Genetiker-Förderation, der von Harry Makuma, dem Starreporter des Senders *Solar News*, live interviewt wurde. Makuma hatte den Mann als Admiral Joao M. Kamamuriu vorgestellt und ihn um eine Stellungnahme über die besondere Aufgabe gebeten, die ihm die Regierung der Genetics übertragen hatte.

Die Frage des Reporters war der Grund für Jeffersons Empörung. »Admiral Kamamuriu, ist es wahr, dass man Sie damit beauftrag hat, alle nicht genoptimierten Bewohner der Drei Systeme zu evakuieren und diese Evakuierung notfalls auch mit Gewalt durchzusetzen?«

Kamamuriu war ein noch recht junger Mann für einen Admiral, ungefähr Mitte dreißig und damit in einem Alter, in dem man beim Star Corps normalerweise gerade mal Captain war – wenn überhaupt. Doch die Genetics bauten Ihre Flotte gerade erst auf, entsprechend schnell konnte man dort Karriere machen. Das »M« in der Mitte seines Namens stand für »Military« und signalisierte, dass seine Genoptimierung darauf ausgelegt war, ihm die Befähigung für einen hohen militärischen Rang zu geben.

Admiral Kamamuriu hatte seine Optimierung offensichtlich gut genutzt. Jetzt stützte er seine Hände auf den Tisch, hinter dem er stand und blickte den Reporter entschlossen an. »Die Regierung der Genetikerförderation hat eine Pressemitteilung an alle Medien herausgegeben«, sagte er fest. »Ich schlage vor, Sie lesen die. Darin finden Sie alle notwendigen Informationen über die Aktion Exodus.«

Harry Makuma griff das Stichwort sofort auf. »Aktion Exodus«, wiederholte er. »Hat man diesen Begriff bewusst in Anlehnung an das Buch Exodus der Bibel gewählt, in dem es um den Auszug der Israeliten aus Ägypten geht?«

»Das müssen Sie die Leute fragen, die ihn sich ausgedacht haben«, antwortete Kamamuriu kühl. »Ich bin nur das ausführende Organ.«

»Also geben Sie zu, dass es ihre Aufgabe ist, die normalen Menschen von den Genetikerwelten zu entfernen.«

Kamamuriu ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Sie auszusiedeln, ja. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass die Auswanderer sicher zu dem jeweiligen Planeten ihrer Wahl gelangen.«

Der Reporter ließ nicht locker. »Auswanderer sind Menschen, die ihre Heimat freiwillig verlassen«, hielt er Kamamuriu vor. »Nach den uns vorliegenden Informationen lassen Sie den Nichtoptimierten aber gar keine Wahl. Wer nicht freiwillig ›auswandert‹, wird zwangsumgesiedelt. Welche Stellung beziehen Sie zu dieser Barbarei?«

»Ich sehe darin keine Barbarei«, erklärte Kamamuriu. »Wir Genetics sind die Zukunft. Um uns optimal entwickeln zu können, ist es uns nicht möglich, nichtoptimierte Personen in unser Volk angemessen zu integrieren. Die Regierung hat diese Entscheidung *für* und *mit Rücksicht auf* die Nichtoptimierten getroffen. Normal geborene Menschen fühlten sich schon seit Jahren nicht mehr wohl in unserer Gesellschaft, wie die bereits existierenden hohen Auswanderungszahlen belegen, die Sie

jederzeit gern nachprüfen können. Die Anforderungen, die in unserer Gesellschaft an das Ausüben nahezu jedes Berufes gestellt werden, können nachweislich bis auf sehr wenige Ausnahmen nicht von Normalgeborenen erbracht werden. Das hat zur Folge, dass sie in der Genetikerförderation keinen Platz mehr haben, sieht man von absolut untergeordneten Berufen ab. Aber die werden von vollautomatischen Maschinen erledigt. Mit anderen Worten: Die Nichtoptimierten haben bei uns keine Zukunft. Deshalb wurde in ihrem eigenen Interesse entschieden, sie wieder in die Solaren Welten zu repatriieren.«

»Sie rauszuwerfen und notfalls mit Gewalt zu vertreiben, wollten Sie wohl sagen, Admiral«, bohrte Makuma nach.

»Nein, keineswegs. Mir ist bisher kein einziger Fall bekannt, in dem ein Normalgeborener sich geweigert hätte, das großzügige Angebot finanzieller Abfindung von der Regierung anzunehmen und in die Solaren Welten zurückzukehren.«

»Admiral, unserem Sender liegen Hunderte von diesbezüglichen Aussagen von Vertriebenen vor, die alle übereinstimmend behaupten, die Genetikerförderation nicht freiwillig verlassen zu haben. Gemäß deren Darstellung wurden sie vor die Wahl gestellt, entweder ›freiwillig‹ zu gehen oder zwangsabgeschoben zu werden.«

»Wie ich schon sagte, ist mir nichts dergleichen bekannt, sodass ich dazu keine Stellung nehmen kann. Ich schlage vor, Sie stellen diese Frage Lord Manager Diaz.«

»Admiral Kamamuriu, die Genetikerförderation wurde von menschlichen Siedlern gegründet, von ›normalen‹ Menschen aufgebaut und mit Hilfe der ›normalen‹ Bevölkerung, die übrigens immer noch die Mehrheit der Bewohner der Drei Systeme stellen, zu dem gemacht, was sie heute ist. Ist dieser so genannte Exodus jetzt der Dank der genoptimierten Kinder an ihre Eltern? Denn es sind Ihre eigenen Eltern und Großeltern, die Sie hier zwangsumsiedeln. Politik ist eine Sache, Admiral, Moral und Anstand eine ganz andere. Ist ›Aktion Exodus‹ Ausdruck der unter den Genetics vorherrschenden Moral?«

»Durchaus nicht«, antwortete Kamamuriu mit der Andeutung eines Lächelns. »Sie ist ein Ausdruck unseres Fortschritts. Bisher haben die Fortschritte in der Evolution des Menschen Jahrtausende gebraucht, um sich zu etablieren. Ein Beispiel: Der moderne Mensch benötigte ungefähr 50.000 Jahre, um sich aus dem Cro-magnon-Menschen zu entwickeln. Dank unserer heutigen – zugegeben technischen – Möglichkeiten, schaffen wir einen solchen Sprung innerhalb weniger Jahrzehnte. Der Cro Magnon hätte in der heutigen Welt keinen Platz mehr und würde entweder in Reservaten leben oder auf eine eigene Welt umgesiedelt werden müssen, und zwar in seinem eigenen Interesse.«

»Das heißt also, Sie sehen in den nichtoptimierten Menschen eine Art modernen Steinzeitmenschen und sich tatsächlich als *Homo superior*, als Übermenschen, wie einige Genetics sich selbst schon bezeichnen?«

»Tatsache ist, dass es keine Aufgabe gibt, für die ein Genetic nicht

qualifizierter ist als ein Normaler. Damit haben die Nichtoptimierten in unserer Genetikerförderation keine Zukunft. Deshalb trennen wir uns von ihnen.«

»Das können die doch nicht machen!«, wiederholte Simon E. Jefferson immer noch fassungslos. Er war selbst ein Genetic der ersten Stunden und bereits von seinen eigenen Leuten überheblich als »Auslaufmodell« bezeichnet worden, weil seine speziell für die Arbeit in Methanminen konzipierten Optimierungen schon seit Jahren überholt waren.

»Tja, Lieutenant«, sagte Ragnarök S. Telford, der zweite Genetic an Bord der STERNENFAUST nicht minder grimmig. »Wie es aussieht, haben die es gerade getan …«

*

Drei Monate zuvor

»Das können Sie doch nicht machen, Lord Manager!«

Der Protest kam von George Al-Wazir, dem Vorsitzenden des Wissenschaftsrats von Epikur. Lord Manager Jurij R. Diaz, oberster Repräsentant der Drei Systeme und somit Staatsoberhaupt der Genetikerförderation, hatte eine Vollversammlung des Wissenschaftsrats und der gewählten Regierungsvertreter einberufen, um mit ihnen die zukünftige Richtung der internen Politik zu besprechen.

»Besprechen« traf allerdings nicht ganz zu. Diaz legte der Versammlung bereits fertig ausgearbeitete Pläne vor – *seine* Pläne – und erwartete selbstverständlich, dass sich alle damit einverstanden erklärten. Genau genommen enthielten diese Pläne nur einen einzigen Punkt, wenn auch in aller Ausführlichkeit.

Diaz plante, alle nicht genoptimierten Bewohner der Genetikerförderation auszuweisen und ihnen jeden weiteren Zutritt zu den Drei Systemen zu verwehren.

»Das können Sie nicht machen«, wiederholte Al-Wazir und schüttelte nachdrücklich den Kopf.

»*Wir!*«, korrigierte ihn Diaz. »*Wir* werden das tun, nicht ich allein.«

»Aber, Lord Manager, haben Sie sich denn nicht überlegt, was das für Folgen für uns haben wird? Die Nichtoptimierten sind immerhin in der Mehrheit. Wir können die Leute doch nicht einfach von heute auf morgen aus ihrer Heimat«, er suchte nach Worten, »nun … *vertreiben!*«

Diaz deutete auf die Handspeicher, die vor jedem der Anwesenden lagen. »In den Files der Handspeicher finden Sie die Ergebnisse der diesbezüglichen Untersuchungen, meine Damen und Herren. Es gibt unter den Normalen bereits eine starke Strömung, die Drei Systeme zu verlassen und in die Solaren Welten zurückzukehren.«

»Ja, das kann ich mir denken«, schnaufte Belinda Nomroy, Vertreterin

des Einstein-Systems. »Wir haben die Aufnahmekriterien für die Universitäten und die Eignungstests für nahezu alle Jobs inzwischen derart hochgeschraubt, dass die von Normalen kaum noch zu schaffen sind. Das ist Diskriminierung durch die Hintertür, wenn Sie mich fragen.«

»Das ist die Auslese der Besten«, korrigierte Gun R. Vupado, Chef des erst kürzlich gegründeten Geheimdienstes. Er war zwar nicht Mitglied des Wissenschaftsrates, doch Diaz hatte ihn zu dieser Versammlung dazu gebeten, da sich seine Statistik auf die von Vupado gelieferten Daten stützten. »Unsere Gesellschaft kann es sich nicht leisten, Leute zu beschäftigen oder zu fördern, deren Fähigkeiten so weit hinter den unseren zurückstehen, dass sie sich am Ende als Hemmschuh für unsere Entwicklung entpuppen. In ein paar Jahren, genauer gesagt ab der nächsten Generation, wird es keine Nichtoptimierten mehr in den Drei Systemen geben.«

»Ja, weil wir sie alle rauswerfen«, hielt George Al-Wazir ihm vor. »Nicht weil sie freiwillig gehen. Verdammt noch mal, diese Menschen haben hier ihr Zuhause. Sie leben seit Generationen hier. Sie haben dasselbe Recht, auch weiterhin hier zu leben wie wir.«

»Und was wird am Ende dabei herauskommen?«, fragte Diaz. »Wir Genetics entwickeln uns immer weiter und immer schneller fort. Unsere Technologie wird immer leistungsfähiger. Ich stimme Mr. Vupado zu, dass schon in ein paar Jahren die Normalen nicht mehr in der Lage sein werden, mit dieser Entwicklung Schritt zu halten. Nicht weil sie sich nicht genug bemühten oder nicht wollten, sondern weil ihnen dazu einfach die erforderlichen intellektuellen Fähigkeiten fehlen. Sie sind jetzt kaum noch Teil unserer Gesellschaft. Wie wird es in zehn Jahren sein? Ich will es Ihnen sagen. Das Ergebnis wird sein, dass die Normalen dann ganz freiwillig auswandern und sich anderswo eine Existenz aufbauen. Wir greifen dem lediglich jetzt schon ein bisschen vor.«

»Wir haben bereits eine Zwei-Klassen-Gesellschaft«, fügte Prof. Dr. Harun I. Johansson, einer der führenden Wissenschaftler von Darelis, hinzu.

»Die Folgen dessen und alle übrigen Konsequenzen«, fügte Diaz hinzu, bevor jemand darauf antworten konnte, »finden sie detailliert aufgelistet in den Handspeichern. Wenn Sie sich diese Daten angesehen haben, werden Sie mir zustimmen, dass die Evakuierung der Normalen zum jetzigen Zeitpunkt die einzige logische Konsequenz und das Beste für alle ist.«

»Aber sie sind keine unterentwickelte, fremde Spezies«, beharrte Al-Wazir. »Sie sind Menschen.«

»Ja«, stimmte ihm Diaz nachdrücklich zu. »Und wir sind Genetics. *Wir* sind die Zukunft der Menschheit – und niemand sonst.«

Mit diesem Argument war die Debatte entschieden.

*

Jetzt. Irgendwo im Bergstrom-Raum

Die Fluktuationen, die schon seit geraumer Zeit in den Energieleitungen schwankten, verstärkten sich – ein untrügliches Zeichen dafür, dass auch diese Leitung bald zusammenbrechen würde. Das war kein großes Problem, denn es gab genug Ersatzleitungen, über die die Energie umgeleitet werden konnte. Für diesen Fall waren besondere Schaltungen programmiert, die den Transfer reibungslos vornahmen, wenn es so weit war. Schließlich handelte es sich dabei um einen Routinevorgang.

Doch diesmal gab es eine Warnmeldung, als die Elektronik nach Umleitungen suchte. Die Zahl der noch funktionsfähigen Ersatzleitungen hatte einen gefährlichen Tiefstand erreicht. Diese Umleitung würde die letzte sein, die ohne Probleme funktionierte. Vor der nächsten mussten unbedingt umfangreiche Ersatzleitungen geschaffen werden. Das konnte die Elektronik allerdings nicht allein bewerkstelligen. Dazu musste sie die Herren zu Hilfe rufen. Doch diesmal noch nicht.

Übergangslos brach die Energiezufuhr ab. Die Schaltungen wurden aktiv und leiteten die Energie innerhalb eines Sekundebruchteils um.

Aber etwas ging schief.

Die ausgewählte, eben noch voll funktionsfähige Leitung, brach ebenfalls zusammen. Die Elektronik versuchte, die Energie auf andere Leitungen zu verteilen, fand aber keine mehr, die für diese Aufgabe konzipiert waren. Automatischer Alarm wurde ausgelöst. Wenn es nicht gelang, die Energie umzuleiten, würde das ganze Schiff zerstört werden. Oder zumindest einige seiner wichtigsten Sektionen.

Die zweite Notfallschaltung aktivierte sich. Sie stoppte den Antrieb, schaltete alle im Moment unwichtigen Bereiche aus und leitete die Energie so um, dass sie im Antriebsmodul gespeichert wurde, ohne Schaden anzurichten. Das Schiff fiel in den Normalraum zurück. Die Elektronik suchte nach weiteren verwertbaren Leitungen und fand keine mehr. Im Gegenteil hatte die letzte Notumleitung sogar noch weitere Leitungen geschädigt, die jetzt auf unbestimmte Zeit ausfielen.

Diese Analyse aktivierte die dritte Notfallschaltung. Sie rief die Herren zu Hilfe.

*

Wind. Ein warmer, wenn auch heftiger Wind, der ihr durch das Haar strich und einen Duft vom Blumenmeer jenseits der Steinebene mitbrachte. Sie atmete ihn tief ein und gewahrte noch eine andere Duftspur. Mit funkelnden Augen drehte sie sich um. Dort stand Henor und sah sie mit ebenso liebevoll funkelnden Augen an …

Aber Henor war tot.

Sarakk schlug die Augen auf und stellte enttäuscht und mit einem Anflug des alten Schmerzes fest, dass es nur ein Traum gewesen war. Sie befand sich nicht mehr auf Kirimatorra, sondern … ja, wo eigentlich?

Ihr Verstand brauchte einige Augenblicke, ehe es ihr wieder einfiel. Sie war auf einem *Suninu*, einem jener riesigen Auswandererschiffe, das die nächste Generation zu neuen Gefilden trug, wenn eine der alten Welten zu Übervölkern drohte. Die Auswanderer verbrachte ihre gesamte Reise bis ans Ziel in Stasiskammern, in denen sie mit allem versorgt wurden und nicht alterten.

Und es gab nur zwei Gründe, weshalb die Automatik sie aufwecken würde: wenn sie ihr Zielgebiet erreicht hatten oder wenn ein unvorhergesehener Notfall eintrat. Sarakk hoffte, dass der Grund für ihre Erweckung das Erreichen des Zielgebietes war. Doch als ihr Gehör kurz darauf in vollem Umfang wieder einsetzte, sah sie diese Hoffnung enttäuscht.

Durch einen Lautsprecher, der sich direkt neben ihren Ohröffnungen befand, kam die automatische Durchsage, die sich ständig wiederholte: »*Achtung Notfall! Überlastung der Energieleitungen. Ausfall des Antriebs und der Generatoren 115 bis 189. Komplette Stilllegung der Sektionen 37, 44, 56 bis 71, 103 bis 165 erfolgt. Reparaturen unumgänglich. – Achtung Notfall …*«

Sarakks Gehirn begann wieder normal zu arbeiten. Sie erkannte, dass die betroffenen Bereiche nahezu das gesamte Schiff betrafen bis auf die Stasiskammern. Die Notfallautomatik hatte selbstständig alle übrigen Sektionen abgeschaltet. Sarakk konnte nicht verhindern, dass das Ausmaß des Notfalls sie innerlich zittern ließ. Zwar gab es an Bord genug Ersatzteile für alles Notwendige. Doch ein Teil davon war schon für frühere Ausfälle verbraucht worden. Sie hoffte inständig, dass der jetzige Schaden nicht ganz so groß war, wie es auf den ersten Blick schien. Denn falls doch, so war es fraglich, ob sie ihr Ziel jemals erreichen würden.

Ein leises Zischen verriet ihr, dass jetzt die zweite Dosis des gasförmigen Medikaments, das sie aufweckte, in der Kammer verteilt wurde. Sie atmete es tief ein und stellte fest, dass es einen kaum wahrnehmbaren blumigen Geruch besaß. Wahrscheinlich hatte die erste Dosis ihren Traum von Kirimatorra und Henor ausgelöst.

Die Endlosschleife der Schadensmeldung wurde unterbrochen.»*Weckprozedur abgeschlossen*«, teilte ihr eine automatische Stimme mit. »*Sie können die Stasiskammer verlassen. Bewegen Sie sich vorsichtig. Die lange Ruhezeit kann Schwindelgefühle verursachen.*«

Diese Information war für Sarakk nichts Neues. Schließlich wurde sie nicht zum ersten Mal geweckt. Sie tastete mit ihren Fingertentakeln nach dem Öffnungsmechanismus und aktivierte ihn. Der Deckel der Kammer schwang auf. Kühle, saubere Luft umgab sie sofort. Also funktionierte die Luftaustauschanlage offenbar noch einwandfrei.

Sarakk richtete sich vorsichtig auf und verharrte einige Momente in

dieser Position. Ein Blick in die Runde zeigte ihr, dass auch andere Stasiskammern geöffnet waren, einige davon leer. In anderen hockten die gerade Erwachten ebenso wie sie und versuchten, ihre Körper wieder zu normalen Funktionen zu bewegen.

Einer von ihnen war Humarr, Sarakks Stellvertreter. Er winkte ihr mit einer Tentakelhand zu. »Kommandantin«, grüßte er respektvoll.

Sie zwinkerte ihm wohlwollend mit ihren drei vorderen Augen zu. »Haben Sie schon von jemandem Meldung erhalten?«, fragte sie ihn.

Ihre Stimme klang rau und schrill. Aber auch das würde sich nach kurzer Zeit ebenso geben wie die Steifheit ihrer Glieder und der leichte Schwindel. Sie schwang ihren Körper aus der Kammer und hielt sich mit zwei Tentakeln sicherheitshalber am Rand fest. Doch diese Vorsichtsmaßnahme war überflüssig. Sarakk war bei bester Gesundheit. Was nicht verwunderte, denn nur die Gesündesten, Widerstandsfähigsten und Leistungsstärksten durften auswandern. Vergangene Erfahrungen hatten gezeigt, dass die Schwachen die weiten Reisen manchmal nicht überlebten.

»Nein, Kommandantin«, antwortete Humarr. »Aber wir werden uns gleich selbst ein Bild machen können, was da los ist.«

Er schwang seine Lauftentakel aus der Kammer und versetzte seinen gesamten Körper in rasches Zittern, um den Kreislauf anzuregen. Anschließend folgte er Sarakk aus dem Raum in die Zentrale.

Unterwegs begegneten ihnen einige Ingenieure und Techniker, die von der Automatik zuerst aufgeweckt worden waren. Sarakk verzichtete darauf, sie aufzuhalten und zu befragen, denn das entsprechende Display in der Zentrale würde ihr detaillierte Auskunft über alle Schäden geben.

Die Zentrale war leer, als sie und Humarr eintraten. Wozu hätte sie auch bemannt sein sollen. Das Schiff wurde automatisch gesteuert. Eine Zentralenbesatzung war erst erforderlich, wenn sie ihr Zielgebiet erreicht hatten.

Bevor Sarakk sich die Schadensmeldungen ansah, rief sie die Ortungsdaten auf und ließ ein Außenbild der Umgebung auf den Schirm projizieren. Die Konstellationen, die sich draußen zeigten, waren ihr gänzlich unbekannt. Normalerweise war das nicht ungewöhnlich. Schließlich sahen Sternbilder aus der Ferne vollkommen anders aus, als wenn man die Distanz zu ihnen verringerte oder gar hineinflog.

Doch die Ortungsdaten zeigten ungeachtet dieser normalen Abweichung eine alarmierende Differenz, die auch Humarr auffiel. Ohne auf eine diesbezügliche Aufforderung seiner Kommandantin zu warten, prüfte er den Standort des Schiffes und projizierte den bisher genommenen Kurs auf den Bildschirm. Was er sah, ließ ihn einen schrillen Laut des Erschreckens ausstoßen, ehe er sich auf seine Stellung besann und sich unter Sarakks missbilligendem Augenzwinkern zusammenriss.

»Kommandantin, wie Sie selbst sehen können, sind wir vom Kurs

abgekommen. *Erheblich* vom Kurs abgekommen«, fügte er nachdrücklich hinzu. »Wir haben zwar inzwischen viele hundert Lichtjahre zurückgelegt, aber nicht in der Richtung, die wir einprogrammiert hatten.« Er deutete auf die Linie auf dem Bildschirm, die den Kursverlauf beschrieb. »Wie Sie sehen, sind wir in Kreisen und Spiralen und im Zickzack geflogen. Ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, wie das passieren konnte.« Er sah seine Kommandantin starr an. »Ich kann nur sagen, dass ich nicht die leiseste Ahnung habe, wo wir uns eigentlich befinden …«

*

Klack! Klack-klack-klack! Klack-klack!

Das Aneinanderschlagen der *Shinai* – der aus zusammengebundenen Bambusfasern bestehenden Übungsschwerter – war neben einem gelegentlichen Kampfschrei das einzige Geräusch, das im Trainingsraum zu hören war. Die beiden Gegner, die einander gegenüber standen und mit all ihrer Kunst versuchten, ihr Gegenüber zu besiegen, hätten unterschiedlicher nicht sein können.

Auf der einen Seite war die schlanke, etwa 1,80 Meter große dunkelhaarige Frau von Mitte dreißig. Auf der anderen kämpfte ein knapp 1,75 Meter großer, überaus korpulenter weißhaariger, vollbärtiger Mann in den Sechzigern, dem man alles andere als Geschick im Kampf oder irgendeinem Sport zugetraut hätte.

Doch Botschafter Aorangi Mako Maunga war ein Mann, den man niemals unterschätzen durfte, wie Captain Dana Frost, Kommandantin der STERNENFAUST II, bereits aus Erfahrung wusste.

Trotzdem verblüffte er sie mit seinem Können im Kendo bei fast jeder Technik, die er ihrer eigenen entgegensetzte.

Aorangi Maunga war zweifellos ein Meister im Kendo, wie es nur wenige gab. Und trotz seiner fülligen Figur bewegte er sich unglaublich gewandt und kraftvoll. Obwohl Dana schon seit Jahren Kendo trainierte, musste sie erkennen, dass Maunga weitaus besser war als sie. Dies war die dritte Runde ihres Trainings. Maunga hatte die beiden ersten gewonnen, und Dana würde auch diese verlieren. Bereits Maungas nächste Attacke brachte die Entscheidung.

Wie es seit Jahrhunderten Tradition im Kendo war, traten beide Gegner gemessen zurück, ließen sich auf den Knien nieder und steckten gleichzeitig ihr *Shinai* in imaginäre Scheiden, ehe sie sie auf dem Boden ablegten und ihre Helme abnahmen. Es folgte ein Moment der schweigenden Besinnung, danach eine respektvolle Verbeugung im Knien voreinander. Damit war das Ritual beendet. Beide erhoben sich.

Aorangi Maunga reicht Dana lächelnd die Hand und schüttelte sie kräftig. »Sie sind wirklich gut, Captain Frost«, stellte er mit einem deutlichen Unterton von Bewunderung fest.

Dana lachte. »Vielen Dank für diese überaus diplomatische

Äußerung, Botschafter! Sie haben mich dreimal besiegt. Das war von meiner Seite definitiv keine gute Leistung.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich gebe zu, dass es meine Schuld ist, weil ich viel zu wenig trainiere. Aber«, sie warf dem Botschafter einen scharfen Blick zu, »ich bin mir sicher, dass ich Sie auch nicht hätte besiegen können, wenn ich mehr Übung gehabt hätte. Sie sind einfach zu gut für mich.«

Maunga lächelte breiter. »Das liegt nur an den Jahren, die ich Ihnen im Training voraushabe. Ich habe im Alter von 15 begonnen, mit dem *Taiaha* zu trainieren, der traditionellen Schlagwaffe der Maori. Mit 19 Jahren war ich der jüngste Weltmeister in dieser Disziplin, den es je gab. Mit zwanzig habe ich angefangen, Kendo zu erlernen und seitdem nicht wieder damit aufgehört. Ich habe Ihnen also mehr Jahre Training voraus, als Sie auf der Welt sind, Captain. Wenn Sie erst einmal mein Alter erreicht haben, werden Sie mit Sicherheit ebenso gut sein wie ich jetzt bin oder sogar noch besser.«

Dana schmunzelte. Aorangi Maunga, einer der letzten reinblütigen Maori, war Diplomat mit Leib und Seele, was sich auch bemerkbar machte, wenn er nicht gerade auf dem diplomatischen Parkett tanzte und verbale Klingen mit Politikern kreuzte. In seiner Jugend hatte er sich dem Forscherorden der Christophorer angeschlossen, ehe er sieben Jahre später ins Diplomatische Corps gewechselt war. Er war der Richtige für schwierige Missionen.

So wie diese, dachte Dana und seufzte innerlich. *Als ob die Probleme mit den Dronte nicht schon genügten.*

Die STERNENFAUST befand sich auf dem Weg nach Darelis II, der Hauptwelt der Genetikerförderation. Nachdem den Solaren Welten bekannt geworden war, dass die Genetics alle nicht Genoptimierten aus ihrer Förderation auswiesen, hatte es eine Welle der Empörung gegeben. Besonders auch wegen der von vielen als abfällig und sogar verächtlich empfundenen Art, in der die Genetics über die normalen Menschen sprachen.

Nachdem per Bergstrom-Funk ausgetauschte Nachrichten die Regierung der Genetics nicht hatte umstimmen können, sollte Botschafter Maunga jetzt sein diesbezügliches Glück in persönlichen Verhandlungen versuchen. Dana hegte allerdings die Befürchtung, dass ihm das nicht gelingen würde, denn die Genetics hatten ihre nichtoptimierten Bürger wie auch die Solaren Welten vor vollendeten Tatsachen gestellt und zeigten in diesem Punkt eine halsstarrige Unnachgiebigkeit. Es bedurfte schon wirklich gravierender Argumente, sie zu überzeugen, diese Entscheidung rückgängig zu machen.

Und wir müssen mal wieder Babysitter spielen, dachte Dana missmutig. Natürlich sah sie ein, dass die Zeit drängte und deshalb nur das schnellste Schiff dafür infrage kam, den Botschafter nach Darelis zu bringen. Trotzdem kam sie sich in gewisser Weise nutzlos vor. Die Fähigkeiten der STERNENFAUST II wären anderswo besser eingesetzt.

Und wo sollte das deiner Meinung nach sein?, rief sie sich selbst zur

Ordnung.

Die STERNENFAUST war das modernste und schnellste Schiff des Star Corps. Sein Mesonenantrieb ließ Manöver im Normalraum zu, zu denen die übrigen Schiffe nicht fähig waren – abgesehen von den kleinen Ein-Mann-Jägern. Doch die Kampftaktik des Star Corps basierte auf der eher schwerfälligen Manövrierfähigkeit seiner Schiffe. Und die STERNENFAUST II passte in diese Manövertaktiken kaum hinein. Anders ausgedrückt: In einer Raumschlacht konnte man ihre überragenden Fähigkeiten nicht ausspielen. Aus diesem Grund nannte man die mit ihr neu entwickelte Klasse von Schiffen, deren Prototyp sie war, auch »Sondereinsatzkreuzer«, kurz SEK.

Außerdem macht bei der Übermacht, die die Dronte uns entgegenschleudern, ein einziges Schiff mehr oder weniger keinen Unterschied, musste Dana fairerweise zugeben. *Unsere beste Waffe gegen die Dronte ist die LEVIATHAN und ihre Jäger.*

Die LEVIATHAN war das erste Schiff der neuen Carrier-Klasse und dafür konzipiert, 300 Jäger zu transportieren. Ihr erster Einsatz hatte dazu geführt, dass die Solaren Welten und ihre Verbündeten zum ersten Mal eine Schlacht gegen die Übermacht der Dronte gewonnen hatte. Ein zweites Schiff ihrer Art wurde gerade gebaut. Das ließ die STERNENFAUST II frei für jene Sondereinsätze, für die sie gedacht war.

Dazu gehörten diplomatische Missionen wie diese. Denn man konnte nie wissen, ob nicht eine schnelle Flucht erforderlich war. In dem Fall hatte die STERNENFAUST die größere Chance zu entkommen.

Dass wir fliehen müssen, ist keineswegs ausgeschlossen, überlegte Dana nüchtern. *Diese überstürzte Ausweisung der Nichtoptimierten aus den Drei Systemen riecht nach dem Einfluss der Dronte. Anders kann ich mir diesen Wahnsinn nicht erklären.*

Die Dronte waren aus menschlicher Sicht gesehen Parasiten, die sich fortpflanzten, indem sie ihre Ableger chirurgisch in Wirtskörper einpflanzten, die dadurch unwiderruflich ihre Persönlichkeit verloren. Es war den Dronte schon gelungen, solche »Besessenen« bei den Starr einzuschleusen und diese zu unterwandern. Und es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, bis ihnen das auch bei anderen Völkern gelang. Genau genommen rechneten die Verantwortlichen täglich mit der ersten Meldung von einem Dronte auf einer der Solaren Welten.

In Anbetracht dieser Gefahr lag der Verdacht nahe, dass hinter dieser unmenschlichen Entscheidung der Genetics auch die Dronte steckten. Falls diese Befürchtung zutraf, würden alle Ausgewiesenen – oder doch zumindest ein großer Teil von ihnen – Dronte-Wirte sein, die ihre Art zu den noch nicht infizierten Welten trugen. Ein schrecklicher Gedanke!

»Captain Frost?« Botschafter Maungas Stimme riss Dana aus ihren Gedanken. »Sorgen Sie sich nicht, ehe Sie Grund dazu haben.«

»Bitte?« Dana versuchte zu erfassen, was ihr wohl eben entgangen war. »Entschuldigung, ich war in Gedanken.«

Maunga nickte. »Die um unsere aktuelle Mission kreisten, nicht wahr? Deshalb sagte ich, Sie sollten sich erst sorgen, wenn Sie Grund dazu haben.«

Dana schüttelte den Kopf. »Woher wissen Sie, woran ich gedacht habe?« In diesem Punkt hatte Maunga große Ähnlichkeit mit Bruder William, dem christophorischen Berater an Bord. Auch er ahnte für Danas Geschmack viel zu oft, was sie gerade beschäftigte. Allerdings waren seine auf diesen Ahnungen basierenden Ratschläge – wenn er sie ihr denn gab – immer ausgezeichnet.

Eigentlich sollte ich mich nicht über Maungas Intuition wundern. Er war schließlich auch mal Christophorer.

Aorangi Maunga lächelte jetzt. »Ganz normale Deduktion«, antwortete er auf Danas Frage. »Sie hielten meine Bemerkung über Ihre künftige Kendokünste Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen für überaus diplomatisch. Dieser Gedanke brachte Ihnen wieder den Zweck unserer Mission in Erinnerung, worauf sich Ihr Gesichtsausdruck verfinsterte in einer eindeutig besorgten Art und Weise. Ergo haben Sie sich eben darum gesorgt.«

Dana schüttelte erneut den Kopf und lachte. »Botschafter, ich wünschte manchmal, ich hätte ihre Fähigkeit zur Deduktion.«

Maunga schmunzelte. »Alles eine Frage der Übung, Captain«, versicherte er ihr.

Doch Dana wusste, dass mehr dahinter steckte. Aorangi Maunga besaß einen der höchsten natürlichen Intelligenzquotienten, der den diesbezüglichen Leistungen der entsprechend aufgemotzten Genetic-Gehirne mindestens ebenbürtig war. Das war auch der Grund, weshalb man ihn und niemand anderen auf diese Mission geschickt hatte. Er war der Einzige im Diplomatischen Corps, der seinem Gesprächpartner Lord Manager Jurij R. Diaz das Wasser reichen konnte.

»Sie haben recht, Botschafter«, gab Dana zu. »Ich mache mir Sorgen. Denn dieses Manöver der Genetics kommt – egal was tatsächlich dahinter steckt – zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt.«

Die Kom-Anlage im Trainingsraum piepte. Dana ging hinüber und meldete sich.

»Captain, wir schwenken in die Umlaufbahn von Darelis ein«, meldete Lieutenant Commander van Deyk, ihr Erster Offizier. »Und wir haben gerade eine Botschaft von einem gewissen Gun Vupado persönlich erhalten.«

Dana unterdrückte, ein Seufzen. Sie hatte mit dem Chef des Geheimdienstes der Genetics bei ihrem letzten Besuch auf Darelis keine gute Erfahrungen gemacht. »Wie lautet die Botschaft, I.O.?«

Sie hörte van Deyks Stimme deutlich an, dass er breit grinste, als er antwortete. »Ich zitiere, Captain: *Die gesamte Mannschaft der STERNENFAUST ist auf allen Genetikerwelten unerwünscht. Sollte auch nur eine einzige Person außer Botschafter Maunga das Schiff verlassen, wird die gesamte Besatzung in Arrest genommen und wegen Spionage angeklagt.* Zitat Ende.«

Aorangi Maunga fing schallend an zu lachen und schien sich gar nicht mehr beruhigen zu wollen.

»Ich werte das als Kompliment für uns«, japste er schließlich außer Atem. »Offenbar haben wir den Herren Vupado und Diaz bei unserem letzten Besuch doch erheblich zu schaffen gemacht!«

Bei Maungas letztem Besuch auf Darelis sollte er die Genetics zu überzeugen, mit den Solaren Welten eine Militärallianz einzugehen. Zwar hatte er in diesem Punkt Erfolg gehabt. Aber ein Teil der Besatzung der STERNENFAUST war zur gleichen Zeit von der GalAb, der Galaktischen Abwehr, zwangsrekrutiert worden, um wichtige Informationen zu sichern, nachdem alle Agenten der GalAb aufgeflogen waren. Die »Operation Nachtschatten« war erfolgreich verlaufen, aber man hatte die Crewmitglieder verhaftet und wegen Spionage anklagen wollen.

Maungas Geschick war es zu verdanken gewesen, dass alle – zugegeben nicht allzu stichhaltigen – Beweise gegen sie entkräftet werden konnten. Die Folge war, dass die Genetics jetzt mit der STERNENFAUST und ihrer Besatzung kein Risiko mehr eingingen.

»Haben Sie schon auf die Botschaft geantwortet, I.O.?«, fragte Dana.

»Natürlich, Ma'am«, antwortete van Deyk und grinste offensichtlich immer noch. »Ich ließ Mr. Vupado wissen, dass niemand von uns auch nur den geringsten Wert darauf legt, jemals wieder einen Fuß auf seine ungastliche Welt zu setzten, in der Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Und ich darf hinzufügen, dass ich ihm meinerseits keine Gelegenheit mehr dazu gegeben habe, darauf zu antworten.«

Jetzt musste auch Dana lachen. »I.O., ich wusste von Anfang an, dass ich mich auf Sie verlassen kann. Ich komme gleich auf die Brücke.«

Aorangi Maunga lächelte vergnügt. »Nun, dann will ich mich mal ins Getümmel stürzen.«

Dana seufzte. »Ich wünschte, ich könnte Ihren Optimismus teilen, Botschafter.«

Maunga wurde ernst. »Captain Frost, ich freue mich lediglich auf die interessanten Gespräche, die der Lord Manager und ich zweifellos haben werden. Aber ich mache mir keine Illusionen über den Ausgang dieser Gespräche. Seien wir uns über eins im Klaren. Dieser Husarenstreich der Genetics, den sie offenbar im Geheimen ausgebrütet und erst der Öffentlichkeit präsentiert haben, nachdem er bereits fix und fertig war, lässt den Schluss zu, dass meine Interventionen nichts an der Sache als solche ändern werden.«

Dana wäre beinahe mit der Frage herausgeplatzt, weshalb er dann überhaupt nach Darelis gekommen war, verkniff sie sich aber. »Botschafter, ich habe eine Theorie. Vielmehr eine Befürchtung bezüglich dieses Husarenstreichs, wie Sie es nennen.«

Maunga nickte. »Sie vermuten, dass der ein Produkt der Dronte sein könnte, die es irgendwie geschafft haben, sich einiger hochrangiger Genetics zu bemächtigen.« Dana fragte gar nicht erst, woher er das schon wieder wusste. »Ja, der Gedanke ist mir auch schon gekommen,

Captain. Ob diese Theorie zutrifft, werde ich während der kommenden Verhandlung sicher feststellen.«

»Woran, wenn ich fragen darf?«

»Sehr einfach. Nach allem, was wir über die Dronte wissen, ist ein von ihnen Besessener nicht mehr derselbe wie vorher. Jeder, der ihn kennt, bemerkt eine gravierende Veränderung in der Persönlichkeit. Da ich bereits mit dem Lord Manager die diplomatischen Klingen gekreuzt habe, bin ich mir sehr sicher, dass ich es auf der Stelle bemerken werde, falls ich nicht mehr mit demselben Jurij Diaz zu tun habe wie bei meinem letzten Besuch.«

Und Dana hatte keine Zweifel daran, dass Maunga in diesem Punkt recht behalten würde …

*

Sarakk starrte unbewegt auf die Ortungsdaten und fand Humarrs Einschätzung der Situation bestätigt. Sie waren vom Kurs abgekommen und befanden sich in einer Gegend des Universums, das weit jenseits ihres geplanten Zielgebiets lag.

»Wecken Sie den Hauptnavigator und den Ortungsoffizier auf«, befahl sie Humarr. »Ich kümmere mich inzwischen um die Berichte der Reparaturteams.«

»Sofort, Kommandantin.«

Sarakk studierte die Schadensmeldungen, die auf dem Display der Hauptkonsole erschienen. Nach der Zeitanzeige, die am Rand beständig eingeblendet wurde, waren seit ihrem letzten Aufwachen 13 Kirimatorra-Monate vergangen – und 17 seit ihrem Aufbruch aus der Heimat. Eigentlich hätten sie schon vor über sieben Monaten ihr Ziel erreichen sollen. Doch irgendetwas war schiefgegangen. Aber darum konnte sich Sarakk jetzt nicht kümmern.

Die Schadensmeldungen hatten ein bedrohliches Ausmaß. Natürlich gab es sehr ausgeklügelte Sicherheitsprotokolle, die automatisch funktionierten und einsprangen, wenn es irgendwo eine Fehlfunktion gab. Lediglich bei wirklich gravierenden Schäden, die nicht von der Automatik behoben werden konnten, sprang ein Mechanismus an, der die erforderlichen Leute weckte, die benötigt wurden, die Reparaturen durchzuführen. Und natürlich die Kommandantin des Schiffes, die über alles informiert sein musste.

Bei der letzten Erweckung war das Schiff während eines Aufenthalts im Normalraum zur Orientierung und Kurskorrektur von einem Meteoritenschauer getroffen worden, der Teile der Außenhülle durchschlagen hatte. Der Unfall hatte 173 Stasiskammern zerstört, und die Reparaturen hatten fast einen Kirimatorra-Monat in Anspruch genommen.

Der jetzige Vorfall war zwar verglichen mit jener Katastrophe nicht annähernd so schlimm, aber doch gravierend. Wie es aussah, hatten die

Sicherheitsmechanismen ein paar Mal zu oft selbstständig Energieumleitungen vorgenommen, statt das Reparaturteam zu wecken. Mit dem Ergebnis, dass einige Leitungen überlastet worden waren und nun gar nicht mehr funktionierten.

Sarakk wusste, dass sich noch genug Ersatzmaterial an Bord befand. Doch auch diese Reparatur würde Zeit kosten. Sarakk sehnte sich wie alle, die ab und zu erweckt wurden, danach, endlich das Ziel zu erreichen, das Schiff zu verlassen und wieder einen Planeten unter ihren Lauftentakeln zu spüren. Obwohl sie sich sagte, dass dieses Gefühl nur auf einer Einbildung beruhte. Da sie seit Beginn der Reise erst dreimal geweckt worden war, war sie in ihrem Bewusstsein auch nur entsprechend kurz unterwegs. Die Auswanderer, die nicht zum Personal des Schiffes gehörten, würden die gesamte Reise verschlafen, egal wie lange sie dauerte. Für sie würden bei ihrer Erweckung nur ein paar Augenblicke vergangen sein. Sarakk und ihre Leute hatten diesen Luxus nicht. Doch das war schließlich ihre Aufgabe, für die sie ausgebildet worden waren.

»Navigator und Ortungsoffizier sind erweckt«, teilte Humarr ihr mit und riss sie damit aus ihren Gedanken. »Sie werden sich in der Zentrale melden, sobald sie sich ihr Kreislauf stabilisiert hat.«

»Danke, Humarr. Übernehmen Sie die Ortung, bis Sie abgelöst werden.«

»Ja, Kommandantin.«

Sarakk betätigte das interne Kommunikationssystem. »Hier spricht Kommandantin Sarakk. Reparaturteams, erstatten Sie mir Bericht.«

Die Antwort erfolgte nur wenige Augenblicke später. »Cheftechnikerin Lorass«, meldete sich die vertraute Stimme von Sarakks langjähriger Mitarbeiterin. »Wir haben ein großes Problem. Am besten kommen Sie in den Hauptverteilerraum und sehen es sich selbst an.«

»Ich bin unterwegs.«

Lorass' Worte erfüllten Sarakk mit bösen Vorahnungen. Die Technikerin konnte selbst einem Laien die kompliziertesten technischen Vorgänge verständlich und ohne Anschauung erklären. Dass sie jetzt für eine solche Erklärung Sarakks Anwesenheit forderte, verhieß nichts Gutes.

Als sie den Hauptgeneratorenraum betrat, nahm sie einen stechenden Geruch nach geschmolzenem Isoliermaterial wahr und fand damit ihre Befürchtungen bestätigt. Lorass kam ihr entgegen.

»Kommandantin, sehen Sie sich das an.«

Sie zog Sarakk zu einem Analysedisplay und deutete auf die Anzeigen. Sarakks Unmut darüber, dass sie persönlich hergebeten worden war, löste sich in Luft auf. Die Anzeigen dieser Displays wurden nicht in die Zentrale geleitet. Und was darauf zu sehen war, erforderte tatsächlich Sarakks eigene Augen, um es zu begreifen.

Während die Technikerin auf die relevanten Stellen des Displays deutete, erklärte sie: »Die automatischen Energieumleitungen, um die

Ausfälle zu kompensieren, haben in mehreren Bereichen andere Generatoren geschädigt. Ich verstehe im Moment noch nicht, wie das passieren konnte, denn normalerweise wird die Doppelbelastung in einem solchen Fall automatisch kompensiert.«

»Was mich interessiert«, unterbrach Sarakk ihre Ausführungen, »ist, was das genau für das Schiff bedeutet. Vor allem: Kann es repariert werden, und wie lange wird das dauern?«

»Das ist das Problem, Kommandantin. Ja, wir können es reparieren. Aber es wird eine Weile dauern, und wir müssen dazu einige wichtige Maschinen abschalten.«

»Welche?«

Lorass zögerte. »Fast alle«, gestand sie schließlich. »Das Ausmaß der Schäden in den Leitungen ist derart umfangreich, dass wir alles abschalten müssen, was nicht zwingend erforderlich ist. Anders ausgedrückt, wir können nur die Lebenserhaltungssysteme online lassen sowie die Generatoren, die die Stasiskammern versorgen. Antrieb und Waffensysteme müssen vollständig deaktiviert werden, ebenso die Ortungskontrollen.«

»Das würde bedeuten, dass wir blind in einem Gebiet treiben, das wir nicht kennen und von dem wir nicht wissen, ob es in der Nähe bewohnte Systeme gibt. Das kann ich nicht verantworten.«

Lorass sah Sarakk ernst an und deutete auf das Display, auf dem die schadhaften Bereiche rot pulsierend angezeigt wurden. »Sehen Sie sich das Ausmaß dieser Schäden genau an, Kommandantin. Um die Funktion der notwendigen Generatoren aufrechtzuerhalten, muss ich hier«, sie deutete auf die entsprechenden Stellen, »hier, hier und hier die beschädigten Leitungen überbrücken und umleiten. Und wie Sie sehen, sind die einzigen dafür noch freien und unbeschädigten Leitungen diejenigen, die unter anderem die Ortungscomputer und Waffensysteme versorgen. Es tut mir leid, Kommandantin, aber es geht nicht anders.«

Sarakk beschrieb mit ihrem Haupttentakel einen Halbkreis, eine Geste entschiedener Ablehnung. »Lorass, wenn wir die Ortung und auch die Waffensysteme abschalten, sind wir vollkommen hilflos. Das würde unser aller Leben gefährden, ja die gesamt Mission.«

»Das ist mir klar, Kommandantin. Trotzdem haben wir keine andere Möglichkeit. Ich kann Ihnen alle zwei Stunden ein Ortungsfenster für ungefähr zehn Minuten zur Verfügung stellen.« Sie zögerte und fügte hinzu: »Und für den Notfall einen Teil der Offensivwaffen. Ich kann Ihnen außerdem versichern, dass mein Team mit der größtmöglichen Geschwindigkeit arbeiten wird. Aber mehr kann ich Ihnen nicht entgegenkommen.«

Sarakk musste wohl oder übel nachgeben, so wenig ihr das auch gefiel. »Tun Sie, was nötig ist«, wies sie ihre Cheftechnikerin an. »Und tun Sie es schnell. Aber geben Sie uns noch eine Stunde Zeit für einen gründlichen Scan des Gebiets, in dem wir uns befinden.«

»Natürlich, Kommandantin.«

Sarakk kehrte in die Zentrale zurück, wo sie Navigator Kinamm und Orterin Hilal vor ihren Stationen fand, die eifrig diskutierten. Beide wandten sich Sarakk zu, als sie eintrat.

»Haben Sie herausgefunden, wo wir uns befinden?«, fragte Sarakk ohne Umschweife.

»Nicht dort, wo wir sein sollten«, antwortete Hilal missmutig.

»Ich habe unseren Kurs anhand der automatischen Aufzeichnungen zurückverfolgt«, sagte Kinamm. »Danach sind wir in den letzten fünf Monaten 31 Mal vom Kurs abgekommen. Genau gesagt sind wir beim ersten Mal erheblich von unserem ursprünglichen Kurs abgekommen. Doch statt dass die automatische Kurskorrektur uns wieder auf den ursprünglichen Kurs zurückgebracht hätte, hat sie uns in eine ganz andere Richtung geschickt. Verstehen Sie, Kommandantin?«

»Nicht so ganz«, gab Sarakk zu.

»Nun, der Navigationscomputer ist – ich weiß nicht warum – bei der Kurskorrektur davon ausgegangen, dass der Ort, an dem sich das Schiff zu dem Zeitpunkt der ersten fehlerhaften Korrektur befunden hat, unser ursprünglicher Ausgangspunkt war und hat unser Ziel danach berechnet. Als wäre jener Ort Kirimatorra gewesen.«

»Wie ist das möglich?« Doch im selben Moment, da sie die Frage stellte, wusste sie die Antwort. Es musste an den schadhaften Energieumleitungen liegen.

Kinamms nächste Worte bestätigten das. »Den Protokollen zufolge sind zwischendurch immer wieder die Ursprungsdaten verändert oder sogar gelöscht worden. Der Navigationscomputer hat danach jedes Mal versucht, den ursprünglichen Kurs neu zu berechnen. Da ihm aber dafür wichtige Informationen fehlten, hat er uns teilweise im Kreis und über einen Zickzackkurs geschickt, der uns um Jahre von unserem Ziel entfernt hat. Genau gesagt, haben wir inzwischen eine Reise von über 1800 Lichtjahren hinter uns gebracht – aber unser ursprüngliches Ziel war nur 700 Lichtjahre von Kirimatorra entfernt.«

Sarakk musste sich zusammenreißen, um nicht ihrem Entsetzen instinktiv Ausdruck zu geben. »Wie weit sind wir jetzt real vom Ziel entfernt?«, fragte sie stattdessen.

»Nur noch 153 Lichtjahre – also keine zwei Monate –, wenn die Berechnungen stimmen. Da ich mich aber des Eindrucks nicht erwehren kann, dass unsere Geräte *alle* einer gründlichen Überholung und Wartung bedürfen, kann ich das nicht mit Bestimmtheit sagen.«

Sarakk begriff schlagartig, weshalb es zu derart massiven Fehlfunktionen gekommen war. Die Kolonieschiffe von Kirimatorra hatten eine Reichweite von 1000 Lichtjahren, über die sie einwandfrei funktionierten. Sarakks Schiff hatte, falls diese Angaben korrekt waren, fast die doppelte Distanz zurückgelegt. Ihr wurde mit Schrecken bewusst, dass es an ein Wunder grenzte, dass das Schiff noch funktionierte und sie alle noch lebten.

Sie stellte die Verbindung zu Lorass her und informierte die Technikerin über alles, was sie gerade von Kinamm erfahren hatte.

»Das erklärt es«, stellte die Technikerin grimmig fest. »Kommandantin, in diesem Fall ist es dringend erforderlich, dass wir zuerst die Stasiskammern überprüfen und notfalls deren Leitungen ersetzen, bevor wir uns mit den anderen Reparaturen beschäftigen. Wir haben schon 173 Kammern und deren Bewohner verloren.

Wir dürfen nicht noch mehr Verluste riskieren.«

»Dem stimme ich zu. Tun Sie, was erforderlich ist.« Sarakk wandte sich wieder an Kinamm. »Können Sie uns von hier aus wieder auf den richtigen Kurs bringen, sobald alles repariert ist?«

Der Navigator sah sie entrüstet an. »Selbstverständlich, Kommandantin!«

Er wollte noch mehr sagen, doch Hilals Ausruf unterbrach ihn. »Kommandantin! Wir sind hier nicht allein …«

*

Jurij R. Diaz lächelte voll grimmiger Genugtuung, als er vor der Tür zu seinem Büro eine laute Stimme vernahm, die ihm nur allzu vertraut war.

»Es ist mir vollkommen egal, was Diaz angeordnet hat!«, brüllte die Stimme. »Ich will und werde ihn sprechen und zwar *jetzt*!«

Diaz setzte ein undurchdringliches Gesicht auf, bevor die Tür aufgestoßen wurde und der Besitzer der Stimme hereinstürmte.

»Guten Tag, Mr. Reichenthal. Ich habe mich schon gefragt, wann Sie hier auftauchen würden. Ich gestehe, ich hatte Sie früher erwartet.«

»Ich wäre auch früher gekommen, wenn ich von dieser Ungeheuerlichkeit eher erfahren hätte! Sind Sie wahnsinnig geworden?«

Obwohl Diaz es sich nicht anmerken ließ, genoss er die Empörung des älteren Mannes. Sven Reichenthal war der Inhaber von TR-Tec, des bedeutendsten Wirtschaftskonzerns der Genetikerförderation. Reichenthal hatte in der Vergangenheit alles daran gesetzt, den Wirtschaftskonzernen – allen voran seinem eigenen und besonders sich selbst – mehr Einfluss auf die Regierung zu verschaffen.

Eine Zeit lang war ihm das auch ganz gut gelungen. Denn TR-Tec lieferte den gesamten Drei Systemen die Technologie für die Genoptimierungen und war in der diesbezüglichen Forschung absolut führend. Reichenthal hatte es geschafft, dass sein Konzern darauf das Monopol besaß. Und er hatte sich die größte Mühe gegeben, die Genetics – allen voran Jurij R. Diaz – in Abhängigkeit von ihm zu halten.

Mit seiner wirtschaftlichen Macht im Hintergrund hatte er ein Druckmittel in der Hand, mit dem er Einfluss auf die Regierung nehmen und Diaz zwingen konnte, die Politik nach seinen Wünschen zu gestalten. Was er ausgiebig getan hatte.

Reichenthal wartete immer noch auf eine Antwort von Diaz, der ihm

aber in diesem Punkt nicht entgegenkam.

»Das kann nicht Ihr Ernst sein, Jurij«, sagte Reichenthal schließlich und gab sich keine Mühe, die Wut in seiner Stimme zu unterdrücken. »Dass Sie die Nichtoptimierten ausweisen, ist eine Sache. Aber dass Sie auch noch die Dreistigkeit besitzen, mich gleich mit rauszuwerfen, *mich*, dem Sie und Ihre Leute alles zu verdanken haben, was sie sind und erreicht haben, das schlägt dem Fass den Boden aus! Ich verlange, dass Sie diese Verordnung auf der Stelle zurücknehmen! Auf der Stelle, hören Sie?«

»Laut und deutlich«, antwortete Diaz amüsiert und gestattete sich ein feines Lächeln. Oh, Rache war ja so herrlich!

Reichenthal knallte ihm ein offizielles Schreiben auf den Tisch. Diaz musste es nicht lesen, um zu wissen, dass es die an alle Nichtoptimierten verschickte Aufforderung war, innerhalb von drei Monaten die Drei Systeme zu verlassen.

»Ich gehe mal davon aus, dass es sich hierbei um ein Missverständnis handelt«, knurrte Reichenthal.

»Durchaus nicht«, versicherte ihm Diaz und genoss jede Sekunde dieses Gesprächs. »Mr. Reichenthal, korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre, aber nach meinen Informationen sind Sie nicht genoptimiert.«

»Natürlich nicht! Aber das ist vollkommen bedeutungslos, denn …«

»Und damit«, unterbrach Diaz ihn kalt, »fallen Sie ebenfalls unter das neue Gesetz. Dieses Gesetz wurde rechtskräftig verabschiedet und ist damit in Kraft getreten. Es besagt, wie Sie in Ihrem Schreiben lesen können, dass es Nichtoptimierten nicht mehr gestattet ist, dauerhaft auf einer Genetikerwelt zu leben, zu arbeiten oder sich länger als für kurze Besuche aufzuhalten. Selbstverständlich gilt das auch für Sie.«

Reichenthal war für einen Moment sprachlos und starrte Diaz an, als hätte er sich verhört.

»Das können Sie mit mir nicht machen, Diaz!«, stieß er schließlich hervor und hieb mit der flachen Hand auf Diaz' Schreibtisch. »Verdammt! Sie haben es *mir* zu verdanken, dass Sie sind, was Sie sind, und dass Sie und Ihresgleichen überhaupt dorthin gekommen sind, wo Sie jetzt stehen! Es war *meine Technologie*, die Ihnen dazu verholfen hat!«

»Wofür ich Ihnen überaus dankbar bin«, versicherte Diaz ihm liebenswürdig. »Aus diesem Grund lag dem Schreiben auch ein Scheck bei über eine Summe, die dem Wert Ihres hier befindlichen immobilen Besitzes mehr als angemessen ist. Damit können Sie an jedem beliebigen Ort Ihrer Wahl eine neue Existenz aufbauen, einen geruhsamen Lebensabend verbringen oder was Ihnen sonst gefällt. Aber«, er beugte sich vor und starrte Reichenthal kalt in die Augen, »Sie werden die Genetikerförderation ebenso verlassen wie jeder andere Nichtoptimierte auch. Und wenn Sie nicht freiwillig gehen, werden wir Sie zwangsweise entfernen. Sie sind nichts Besonderes mehr, Reichenthal. Sie haben alle Ihre Trümpfe ausgereizt, und die Zeiten, in denen ich mich aus taktischen Gründen nach Ihren

Wünschen gerichtet habe, sind ein für allemal vorbei. Ihre Macht ist gebrochen. Deshalb schlage ich vor, Sie gehen nach Hause und packen Ihre Koffer. Ich habe zu tun.«

Reichenthal schäumte vor Wut, ein Zustand, in dem Diaz den sonst so beherrschten Mann noch nie gesehen hatte. »Sie nehmen diese Verordnung zurück, Diaz«, zischte er drohend, »oder Sie werden es bitter bereuen! Sie glauben doch nicht, dass ich keine Vorkehrungen getroffen habe für den Fall, dass Sie der Größenwahn packt. Ich habe Mittel und Wege, Sie aufzuhalten, und ich werde davon Gebrauch machen, wenn Sie diese menschenverachtende Verordnung nicht zurücknehmen!«

»Gesetze, Mr. Reichenthal«, korrigierte Diaz gelassen. »Ein von der Regierung rechtskräftig verabschiedetes Gesetz, keine Verordnung. Und das wird durchgesetzt«, fügte er unnachgiebig hinzu.

»Nun gut«, sagte Reichenthal und kämpfte sichtbar um Selbstbeherrschung. »Die Folgen haben Sie sich selbst zuzuschreiben! Wir, die von Ihnen so verachteten Nichtoptimierten, haben Sie zu dem gemacht, was Sie sind. Es war unsere Technologie und unsere Forschung, die es Ihnen überhaupt ermöglich hat, Ihre Optimierung zu erlangen. Sie sind nichts anderes als ein Produkt *meiner Technik*. Und ich werde nicht dulden, dass Sie mir die Früchte meiner Arbeit stehlen und uns allen einen Tritt in den Hintern verpassen. In meinen Augen, Jurij Diaz, sind Sie nichts anderes als ein undankbares Kind, das den Aufstand probt. Ich gebe Ihnen eine Woche Zeit, die ganze Sache rückgängig zu machen.«

»Sonst was?«, fragte Diaz mit einem überaus zufriedenen Lächeln.

»Sonst werden Sie ernsthafte Konsequenzen zu spüren bekommen in einem Ausmaß, das Sie sich nicht einmal in Ihren schlimmsten Albträumen vorstellen können.«

Zu Reichenthals erneutem Ärger lachte Diaz ihm schallend ins Gesicht. »Mein lieber Reichenthal, tun Sie, was Sie glauben tun zu müssen. Wer am Ende welche Konsequenzen zu spüren bekommt, wird sich zeigen.«

Er betätigte einen Knopf auf seinem Schreibtisch. Sofort traten drei Sicherheitswachen ein. »Mr. Reichenthal möchte gehen. Sorgen Sie dafür, dass er den Weg hinaus findet. Guten Tag!«

Reichenthal presste die Lippen zusammen und stiefelte hoch erhobenen Hauptes hinaus, die Sicherheitsleute dicht auf den Fersen.

Jurij Diaz lehnte sich in seinem Sessel zurück, stützte die Ellenbogen auf die Lehnen, legte die Fingerspitzen aneinander und genoss seinen Triumph.

»Ja«, sagte er leise zu sich selbst, »jemand wird Konsequenzen zu spüren bekommen. Aber das werden nicht wir sein, Mr. Sven Reichenthal. Wir nicht!«

Das Summen des internen Komsystems unterbrach seine Gedanken. »Was gibt es?«

»Lord Manager«, meldete sein Sekretär, »ich habe soeben die

Nachricht erhalten, dass die STERNENFAUST gelandet ist. Botschafter Maunga übermittelt seine Grüße und bittet um einen Termin für ein Gespräch mit Ihnen.«

»Sagen Sie ihm, ich lasse ihn in zwei Stunden abholen.« *Und werde mich dann mit dem größten Vergnügen meinem zweiten Triumph an diesem Tag widmen. Dieses Treffen werden Sie nicht zu Ihren Gunsten entscheiden, Botschafter. Diesmal nicht.*

*

Joao M. Kamamuriu betrachtete auf dem Bildschirm der Zentrale die kleinen Lichtpunkte, von denen jeder ein Auswandererschiff darstellte. Nach der Verkündung des neuen Gesetzes, das alle Nichtoptimierten aus den Drei Systemen auswies, hatte es wie erwartet eine Welle von Protesten gegeben, die sich nicht nur auf die Genetikerwelten beschränkte.

Doch das hatte wieder nachgelassen. Nachdem die Regierung jedem Auswanderer eine Entschädigungszahlung angeboten hatte, nahmen immer mehr das Angebot an und verließen die Welten freiwillig. Und um die Uneinsichtigen, die um jeden Preis bleiben wollten, kümmerten sich die Sicherheitskräfte.

Kamamuriu und seine Leute flogen seitdem täglich Begleitschutz für die Auswandererschiffe. Allerdings war schon abzusehen, dass der von Jurij R. Diaz vorgegebene Zeitraum von drei Monaten nicht eingehalten werden konnte. Zumindest nicht, wenn für den Transport ausschließlich die Schiffe der Genetics zur Verfügung standen. Deren Kapazität war zu begrenzt, um knapp eine Milliarde Menschen umzusiedeln. Doch das war nicht Kamamurius Problem.

Er hatte die nächsten Auswanderer von Einstein abgeholt, um sie nach Wega III zu bringen und überprüfte die Kurse auf seinem Display. Es schien alles in bester Ordnung zu sein. Die Kurskorrektur, zu deren Zweck sie den Bergstrom-Raum vorübergehend verlassen hatten, war nicht erforderlich.

»Admiral!« Die Stimme seines Ortungsoffiziers riss ihn aus seinen Gedanken. »Da ist ein«, der junge Offizier zögerte und suchte nach Worten, »nun, da ist irgendetwas. Es könnte ein Schiff sein, aber das Ding ist *gigantisch*!«

Kamamuriu hielt das für eine grobe Übertreibung und öffnete schon den Mund, um den jungen Mann zurechtzuweisen, schloss ihn aber wieder, als das Bild des Objekts auf dem Bildschirm erschien und die Maße angezeigt wurden. Das Ding *war* gigantisch. Es hatte die Form eines Quaders mit einer Seitenlänge von über 2 Kilometern, einer Breite von 1,2 Kilometern und einer Höhe von 732 Metern.

»Was zum Teufel ist das?«, rätselte Kamamurius Stellvertreterin, Captain Tarita M. Rütli.

»Ein Invasionsschiff der Dronte«, vermutete Kamamuriu. »Ortung!

Daten?«

Lieutenant Mohamed E. Bernstein schüttelte den Kopf. »Es hat zumindest keine Ähnlichkeit mit irgendeinem Dronteschiff, dem irgendjemand bisher begegnet ist. Außerdem haben die da drüben gerade fast ihre gesamte Energie abgeschaltet. Wenn sie nicht kurz zuvor noch aktiv gewesen wäre, hätten die Scanner sie gar nicht bemerkt. Offensichtlich sind sie auf Schleichfahrt gegangen.«

Kamamuriu kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Das ergibt keinen Sinn«, stellte er fest. »Wir sind hier viel zu weit vom nächsten Sonnensystem entfernt, als dass sie es in Schleichfahrt erreichen könnten.«

»Wahrscheinlich haben die uns bemerkt und sind deshalb in Schleichmodus gegangen«, vermutete Captain Rütli.

»Das halte ich für unwahrscheinlich, Ma'am«, widersprach Bernstein. »Wenn es wirklich Dronte sind, verfügen sie über erheblich leistungsfähigere Scanner als wir. Das heißt, sie hätten uns schon bemerkt, lange bevor wir auf Scannerreichweite herangekommen wären und hätten den Schleichmodus schon vorher aktiviert, damit wir sie gar nicht erst entdecken. Aber sie schleichen nicht einmal jetzt vollständig. Falls sie wirklich die Absicht haben, sich vor uns zu verstecken, tun sie das denkbar schlecht. Und das spricht nach meiner Einschätzung eher dafür, dass es sich nicht um Dronte handelt.«

»Sie haben recht«, stimmte Kamamuriu ihm zu. »Gute Überlegung. Funkspruch nach Darelis. Melden Sie die Entdeckung. Die sollen eine Einheit zur Aufklärung schicken. Wir können uns leider nicht selbst darum kümmern«, fügte er mit einem unzufriedenen Unterton hinzu. »Wir müssen ja Begleitschutz für die Auswanderer spielen.«

»Jawohl, Admiral«, bestätigte der Kommunikationsoffizier.

»Danach Funkspruch an die anderen Schiffe. Sie sollen auf Maximalbeschleunigung gehen, damit wir hier so schnell wie möglich verschwinden können.« Er starrte das Bild auf dem Schirm nachdenklich an. »Ich möchte doch zu gern wissen, wer da jetzt derart massiv vor unserer Haustür aufgetaucht ist.«

Er hoffte, dass es weder Dronte waren noch ein neuer Feind, der sich möglicherweise als noch schlimmer entpuppte als das Parasitenvolk …

*

Sarakk starrte ebenso gebannt auf den Bildschirm wie Humarr, Kinamm und Hilal. Am äußersten Rand ihrer Ortungsreichweite war eine Flotte von 98 Schiffen aufgetaucht.

»Haben die uns bemerkt?«, fragte Sarakk und bemühte sich, ihrer Stimme nicht anmerken zu lassen, wie beunruhigt sie war.

»Ja, Kommandantin«, bestätigte Hilal. »Aber sie scheinen sich nicht um uns zu kümmern.«

»Dann sind es nicht die Feinde«, vermutete Humarr. »Die würden,

nach allem, was wir über sie wissen, ohne zu zögern über uns herfallen.«

»Das Problem ist«, wies Sarakk ihren Stellvertreter zurecht, »dass wir so gut wie nichts über die Feinde wissen, außer dass sie existieren und unser Volk vernichtet haben. In Anbetracht der Größe unseres Schiffes ist es gut möglich, dass sie uns nur deshalb nicht beachten, weil sie der Meinung sind, mit nur 98 vergleichsweise kleinen Schiffen nicht gegen uns bestehen zu können. Vielleicht sind sie jetzt auf dem Weg, Verstärkung zu holen und kehren irgendwann mit einer Übermacht zurück, um uns zu vernichten.«

Das war eine Möglichkeit, die keineswegs ausgeschlossen werden konnte. Und sie war überaus beunruhigend.

Sarakk stellte eine Verbindung zu Lorass her. »Lorass, ich brauche die Waffen und Schutzschirme online so schnell wie möglich.«

»Unmöglich, Kommandantin«, kam die prompte Antwort. »Wir haben bei der Überprüfung der Energieleitungen noch mehr Schäden und Verschleißerscheinungen gefunden, und es werden mit jedem Check mehr. Ich brauche im Moment jede einzelne noch verfügbare Leitung, um erst einmal die Stasiskammern zu stabilisieren. Wenn ich jetzt auch noch die Waffensysteme hochfahre, verlieren wir mindestens ein Drittel der Kammern – im günstigsten Fall. Im ungünstigsten Fall fliegt das halbe Schiff in die Luft. Es tut mir sehr leid, Kommandantin, aber ich kann Ihnen keine anderen Optionen bieten.«

»Danke, Lorass.« Sarakk unterbrach die Verbindung. »Wie es aussieht«, sagte sie langsam, »bleibt uns nichts anderes übrig, als die Götter anzuflehen, dass diese Fremden *nicht* die Feinde sind – und auch keine anderen Feinde.«

Denn falls dem nicht so war, bedeutete das wahrscheinlich das Ende von Sarakks Mission und den Tod von knapp 20 Millionen Kenoor. Den letzten Kenoor …



Aorangi Maunga betrat den Konferenzraum, in dem Jurij R. Diaz ihn erwartete, mit einem strahlenden Lächeln, als ginge er zu einem Treffen mit alten Freunden und würde sich sehr darauf freuen. Überhaupt wirkte der Mittsechziger eher wie ein gemütlicher, freundlicher Onkel und nicht wie der gewiefte Diplomat, der er war.

Doch Diaz ließ sich davon nicht täuschen. Er hatte seine Erfahrungen mit dem hoch intelligenten, gerissenen Botschafter. Und er freute sich sehr darauf, Maunga diesmal eine kräftige Schlappe verpassen zu können.

»Botschafter Maunga«, begrüßte er den Mann, »es ist mir eine Freude, Sie auf Darelis II begrüßen zu dürfen. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug.«

»Oh ja, durchaus, Lord Manager, vielen Dank. Man ließ es mir an

Bord der STERNENFAUST an nichts fehlen. Leider weigert sich der Küchenchef immer noch beharrlich, mir das Rezept seiner köstlichen Mandelplätzchen zu verraten.«

Diaz bot ihm mit einer knappen Geste Platz an und schob ihm demonstrativ eine nicht gerade kleine Schale mit Gebäck zu, die auf dem Tisch stand. Maunga war bei jeder sich bietenden Gelegenheit am Essen. Diaz hätte das für eine verachtenswerte Schwäche gehalten, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, dass des Botschafters zur Schau gestellte Verfressenheit nichts anderes war als eine Taktik, um seine Gegner in Sicherheit zu wiegen und den Eindruck zu verstärken, dass der übergewichtige Mann viel zu harmlos war, um eine Gefahr darzustellen.

Wahrscheinlich fiel fast jeder, der ihn nicht kannte, am Anfang darauf herein. Auch Diaz hatte sich, wie er zugeben musste, bei seiner ersten Begegnung mit Maunga davon täuschen lassen. Das würde ihm kein zweites Mal passieren.

Der Botschafter zog das Gebäck mit einem begeisterten Lächeln zu sich heran und langte zu. »Sie sind zu gütig, Lord Manager. Vielen Dank.«

Diaz gestattete sich ein Schmunzeln. »Ich glaube nicht, dass Sie nach unserem Gespräch immer noch dieser Meinung sein werden, Botschafter«, prophezeite er und schob Maunga einen Handspeicher hin. »Wenn Sie vorab bitte die Güte hätten, sich das einmal durchzulesen.«

»Mit Vergnügen«, nuschelte Maunga kauend und widmete sich dem Dokument, während nebenbei ein Gebäckstück nach dem nächsten in seinem Mund verschwand.

Es handelte sich um den genauen Wortlaut des Gesetzes, das die nicht genoptimierte Bevölkerung aus den Drei Systemen verbannte. Zusätzlich enthielt der Handspeicher das Protokoll der Regierungssitzung, in der es beschlossen und verabschiedet worden war.

Maunga lächelte, nachdem er es gelesen hatte. »Ich nehme an, Lord Manager, Sie haben mir das gezeigt, um mir zu beweisen, dass es vollkommen sinnlos von mir wäre zu versuchen, Sie zur Rücknahme dieses Gesetzes zu bewegen.«

»In der Tat«, gab Diaz zu und konnte eine gewisse Genugtuung nicht verhehlen. »Und damit dürfte Ihre Mission hier wohl beendet sein.«

Aorangi Maunga drohte ihm lächelnd mit dem Finger. »Mein lieber Lord Manager, ich kann zwar durchaus verstehen, dass Sie mich schnellstmöglich wieder loswerden wollen, doch lassen Sie uns nichts überstürzen. Denn Sie irren sich in Bezug auf das Ziel meines Besuchs.«

Diaz konnte gerade noch verhindern, dass er seine Überraschung zeigte. Nach den Informationen des Geheimdienstes war es Maungas Aufgabe, den Exodus der Nichtoptimierten aufzuhalten. Entweder war die Behauptung des Botschafters ein Ablenkungsmanöver, oder es steckte doch mehr hinter seiner Mission, als der Geheimdienst

herausgefunden hatte.

»Nun, Botschafter, dann lassen Sie Ihr Anliegen mal hören«, forderte er Maunga auf. »Ich kann mir, ehrlich gesagt, nicht vorstellen, dass Ihrer Regierung der Zustrom von einer Milliarde Auswanderer besonders gefällt.«

»Er stellt natürlich gewisse logistische Probleme dar, Lord Manager, wie Ihnen nicht entgangen sein dürfte«, stellte Maunga fest. »So viele Menschen kann man nicht eben mal kurz irgendwo unterbringen. Besonders da es sich hierbei nicht um ein Provisorium handelt, sondern diese Leute sich irgendwo eine vollkommen neue Existenz aufbauen müssen. Darüber hinaus ist der Zeitpunkt wie auch die gesetzte Frist äußerst ungünstig gewählt.«

Diaz sah Maunga nachdenklich an und versuchte zu ergründen, ob der Mann bluffte und wenn ja, was wohl seine wahren Absichten sein mochten. Doch trotz aller Bemühungen kam er zu keinem vernünftigen Schluss. Deshalb beschloss er, den Stier bei den Hörnern zu packen.

»Ich sagen Ihnen ganz ehrlich, Botschafter, wir haben damit gerechnet, dass Ihre Regierung einen Protest nach dem anderen lanciert und uns mit der Forderung die Türen einzurennen versucht, das Gesetz wieder abzuschaffen.«

Maunga schüttelte lächelnd den Kopf. »Was die Proteste betrifft, so haben das die Medien und die Betroffenen selbst schon zur Genüge erledigt. Darüber hinaus macht Ihr Gesetz einen durchaus logischen Sinn. Das Einzige, was man Ihnen vorwerfen kann, ist die aus der Sicht der Betroffenen brutale und unmenschliche Art, in der Sie es durchsetzen wollen.«

Diaz starrte Maunga an und glaubte, sich verhört zu haben. »Wollen Sie damit sagen, Botschafter, dass Sie unser Gesetz gutheißen?«

»Gutheißen – nein. Man hätte die Sache auf andere Art und Weise regeln können, ohne eine Milliarde Menschen ihres Zuhauses und ihrer bisherigen Existenz zu berauben. Ich habe mich natürlich im Vorfeld eingehend mit der Situation hier befasst und auch mit etlichen Leuten gesprochen, die schon früher freiwillig in die Solaren Welten zurückgekehrt sind. Tatsache ist, dass Ihre Gesellschaft sich inzwischen ausschließlich an den Genoptimierten orientiert.«

»Was unser gutes Recht ist. Schließlich stellen wir in allen Bereichen die Elite dieser Gesellschaft«, stellte Diaz nachdrücklich fest.

Maunga neigte zustimmend den Kopf. »Das blieb nicht aus und war abzusehen von dem Moment an, als Sie anfingen, die Genoptimierung zu einer Routineprozedur zu machen.«

»Wenn das wirklich Ihre Meinung ist, verstehe ich nicht, wo das Problem liegt.«

»Das Problem liegt, wie ich schon sagte, in der Art und Weise, wie Sie Ihre ›Aktion Exodus‹ durchführen. Ich stimme Ihnen zu, dass die Nichtoptimierten in der Genetic-Gesellschaft langfristig keine Zukunft haben. Wie Sie schon sagten, orientiert sich Ihre Gesellschaft zunehmend exklusiv an dem Leistungsvermögen der Optimierten.

Und damit können Normalsterbliche nun einmal nicht mithalten. Das ist Fakt. Daraus folgt, dass die hier immer häufiger – wie schon größtenteils geschehen – nur noch Arbeitsplätze bekommen können, die keine allzu große geistige und/oder körperliche Leistungsfähigkeit erfordern. Das ist auch der Grund, den die freiwillig Ausgewanderten als Hauptmotiv für ihre Rückkehr in die Solaren Welten angaben. Das Ihr Sozialsystem nicht so umfassend ist wie das der Solaren Welten, ist Arbeitslosigkeit hier ein echtes Problem.«

Maunga machte eine kurze Pause, in der er sich den nächsten Keks aus der sich rapide leerenden Gebäckschüssel mit sichtbarem Genuss einverleibte.

»So gesehen«, fuhr er danach fort, »nimmt das Gesetz lediglich den natürlichen Ausleseprozess vorweg, der im Laufe der Zeit automatisch eintreten würde. Allerdings wäre es weitaus menschlicher gewesen, die Leute zu diesem Schluss selbst kommen zu lassen. In ein paar Jahren wäre mit großer Wahrscheinlichkeit der Großteil der Nichtoptimierten freiwillig gegangen. Und die ältere Generation der Nichtoptimierten wäre im Laufe des natürlichen Lebensprozessen von selbst verschwunden.«

Diaz wurde langsam ungeduldig. »Worauf genau wollen Sie hinaus, Botschafter?«

»Auf zwei Dinge. Erstens möchte ich Sie bitten, wenigstens die älteren Leute, die bereits im Ruhestand sind und auf dem Arbeitsmarkt keine Konkurrenz mehr für die Genoptimierten darstellen, in ihrer Heimat zu belassen. Zweitens bitte ich darum, die Aktion Exodus auszusetzen, bis wir das Problem mit den Dronte gelöst haben.«

»Falls wir es denn lösen können, wonach es im Moment nicht aussieht. Die Lösung kann sich noch Jahre hinziehen, in denen die Situation für die Nichtoptimierten hier immer schlimmer wird. Wir haben natürlich auch diesen Punkt erörtert und sind zu dem Schluss gekommen, dass ein sprichwörtliches Ende mit Schrecken für alle Beteiligten das Beste ist. Auch wenn die Nichtoptimierten nicht in der Lage sind, das einzusehen«, fügte er arrogant hinzu.

Maunga nickte bedächtig. »Dieses Argument ist natürlich nicht von der Hand zu weisen«, gab er zu. »Aber die Kapazität an Schiffen, die benötigt wird, um die Auswanderer in drei Monaten zu transportieren, fehlt bei der Verteidigung gegen die Dronte – schließlich muss Nachschub befördert werden – und das kann tödlich sein. Für die Genetikerförderation ebenso wie für die Solaren Welten. Schließlich hatten Sie uns gebeten, alle verfügbaren Transportschiffe für Aktion Exodus zur Verfügung zu stellen.«

»Eine Bitte, der bisher nicht nachgekommen wurde«, erinnerte Diaz ihn beißend.

»Natürlich nicht. Wir haben einfach keine Möglichkeit, Schiffe irgendwo abzuziehen, nur damit Sie Ihren nicht sehr glücklich gewählten Zeitplan einhalten können, um die Generation rauszuwerfen, der Sie zu verdanken haben, was Sie heute sind. Deshalb

wiederhole ich noch einmal dringend die Bitte an Sie, Aktion Exodus auszusetzen, bis die Dronte keine Bedrohung mehr darstellen. Außerdem geben Sie den Betroffenen damit auch mehr Zeit, sich auf Ihre Auswanderung adäquat vorzubereiten. Vergessen Sie bitte nicht«, er lächelte gewinnend, »dass Sie es mit Menschen zu tun haben, deren geistige Kapazität in diesem Punkt begrenzt ist. Genetics hätten mit Sicherheit keine Probleme damit, eine Umsiedlung innerhalb weniger Wochen reibungslos zu bewerkstelligen.«

Glaub bloß nicht, dass ich auf deine Schmeicheleien reinfalle!, dachte Diaz verächtlich. Trotzdem musste er zugeben, dass Maungas Argument nicht von der Hand zu weisen war. Doch wenn er in irgendeinem Punkt gegenüber den Solaren Welten, vertreten durch Maunga, nachgab, käme das dem Eingeständnis einer Niederlage gleich.

»Ich werde darüber nachdenken, Botschafter«, sagte er nur. *Und dich zappeln lassen, nur um all deine Bitten hinterher abzulehnen.*

»Ich danke Ihnen, Lord Manager«, versicherte Maunga mit erfreutem Lächeln. »Es gibt da aber noch einen weiteren Punkt, über den ich mit Ihnen sprechen wollte.«

»Und der wäre?«

»Bei unserem letzten Treffen waren Sie so gütig, mit den Solaren Welten einen Waffenhilfepakt zu schließen. Wir bieten Ihnen jetzt ein festes Koalitionsbündnis an zu denselben Bedingungen wie den J'Ebeem. Ich denke, deutlicher kann die Regierung der Solaren Welten Ihnen wohl nicht zeigen, dass sie die Genetikerförderation trotz Aktion Exodus als eine eigenständige Nation anerkennt.«

Bevor Diaz darauf antworten konnte, meldete sich die Kom-Anlage. Diaz zögerte eine Sekunde. »Ich habe selbstverständlich Anweisung erteilt, uns nicht zu stören«, sagte er schließlich an Maunga gewandt. »Es muss also wichtig sein.«

Der Botschafter lächelte jovial. »Bitte.«

Diaz nahm das Gespräch an. »Ja?«

»Eine Meldung von Admiral Kamamuriu mit äußerster Dinglichkeitsstufe kam gerade für Sie herein«, teilte ihm sein Sekretär mit. »Sonst hätte ich nicht gewagt, Sie zu stören, Lord Manager.«

»Nun gut. Ich nehme das Gespräch im Nebenraum an.« Er unterbrach die Verbindung. »Sie entschuldigen mich einen Moment, Botschafter.«

»Selbstverständlich.« Maunga wedelte lächelnd mit einem Plätzchen. »Lassen Sie sich Zeit.« Mit diesen Worten biss er genussvoll in das Gebäck.

Diaz ging in das kleine Büro neben dem Konferenzraum und nahm von dort aus das Gespräch entgegen. »Was gibt es, Admiral?«

Kamamurius Gesicht erschien auf dem Bildschirm. »Lord Manager, wir haben ein Objekt geortet, das ein riesiges Raumschiff zu sein scheint. Hier ist ein Bild.« Auf dem Schirm erschien das Objekt mit den eingeblendeten Messdaten, die das gigantische Ausmaß zeigten. »Wir wissen nicht, wer darin sitzt und können uns nicht darum kümmern.

Ich habe bereits die Flotte verständigt, dass sie ein paar Aufklärungsschiffe schickt. Ich empfehle, Notfallmaßnahmen zu ergreifen, für den Fall, dass es sich um ein Dronteschiff handelt.«

»Danke, Admiral. Ich kümmere mich darum.«

Diaz unterbrach die Verbindung und dachte angespannt nach. Das unbekannte Schiff hatte ihm gerade noch gefehlt. Doch abgesehen von der Gefahr, die es darstellte, konnte er dessen Auftauchen vielleicht gegenüber den Solaren Welten zu seinem Vorteil nutzen. Er kehrte zu Maunga zurück, der inzwischen die Gebäckschüssel vollständig bis auf den letzten Krümel geleert hatte.

»Botschafter, es haben sich leider Dinge ergeben, die meine sofortige Aufmerksamkeit erfordern. Wir müssen unser Gespräch auf morgen verschieben. Ich habe für Sie eine Unterkunft vorbereiten lassen und wäre erfreut, wenn Sie sich dort wohl fühlten.«

»Das werde ich bestimmt«, war Maunga überzeugt. »Ich werde nur Captain Frost darüber informieren, dass ich eine Weile hier bleibe und vorläufig nicht an Bord zurückkehre.«

Das war Diaz nur recht. »Natürlich. Mein Sekretär wird Sie bei allem unterstützen. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte.«

*

Dana Frost war nicht besonders überrascht, als sie eine Nachricht von Botschafter Maunga erhielt, dass er persönlicher Gast des Lord Managers war und vorläufig nicht an Bord zurückkehren würde. Es wäre auch eine grobe Verletzung des Protokolls gewesen, wenn Diaz Maunga wieder auf die STERNENFAUST zurückgeschickt hätte, solange die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen waren.

Der nur eine halbe Stunde später eingehende Funkspruch des Hauptquartiers des Star Corps' überraschte sie dagegen doch. Die Nachricht kam von ihrem direkten Vorgesetzten, Commodore Kim Ray Jackson, der ohne Umschweife zur Sache kam.

»Captain Frost, einer der Auswandererkonvois der Genetics hat ein fremdes Schiff geortet. Ich übermittle Ihnen die mir überlassenen Daten und die Koordinaten des letzten Standorts. Mr. Diaz persönlich hat darum gebeten, dass Sie sich die Sache einmal aus der Nähe ansehen mit der Begründung, dass die STERNENFAUST das schnellste und beste Schiff ist, das die Solaren Welten haben und für diese Aufgabe besser geeignet als seine eigenen Schiffe.« Jackson schnaufte verächtlich. »Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, dass Diaz diesen ›Gefallen‹, wie er es nannte, in irgendeiner Form bei den Verhandlungen mit Maunga zu seinem Vorteil nutzen will.«

»Ja, Sir, das wäre ihm durchaus zuzutrauen«, bestätigte Dana trocken.

»Ihr Auftrag lautet also: Sehen Sie sich das Ding an und finden Sie heraus, was es ist beziehungsweise wer drinnen sitzt. Falls es Dronte sind, gehen Sie kein Risiko ein.« Jackson winkte ab. »Aber das muss ich

Ihnen wohl nicht extra sagen.«

»Nein, Sir.«

»Starten Sie sofort, Captain, und halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Jackson wartete eine Bestätigung nicht ab, sondern unterbrach die Verbindung. Lieutenant Susan Jamil, die Kommunikationsoffizierin, projizierte die von ihm übermittelten Daten über das fremde Schiff auf den Schirm. Nicht nur Dana starrte gebannt darauf und musste sich vergewissern, dass die Maßangaben, die sie da sah, tatsächlich stimmten.

»Wenn das ein Dronteschiff ist«, sagte Lieutenant Commander Stephan van Deyk, ihr Erster Offizier, der neben ihr saß, »dann haben wir ein ernstes Problem.« Womit er aussprach, was alle dachten.

»Falls es überhaupt ein Dronte-Schiff ist«, wandte Lieutenant Ashley Briggs, der Ortungsoffizier, ein. »Laut diesen Daten fehlt der kristalline Überzug.«

»Guter Punkt«, stimmte van Deyk zu. »Aber darauf setze ich nicht mein Leben und die Sicherheit der Solaren Welten.«

»Natürlich nicht, Sir.« Briggs wirkte etwas kleinlaut.

»Ich denke, wenn wir es uns aus der Nähe ansehen, werden wir mehr erfahren«, sagte Frost. »Ruder! Starten Sie und bringen Sie uns hin.«

»Aye, Ma'am«, bestätigte Lieutenant John Santos.

Ich will nur hoffen, dass in dem Ding keine *Dronte stecken*, dachte Dana inbrünstig. *Sonst haben wir sehr viel mehr als »nur« ein Problem …*

*

Sarakk saß mit Humarr in der Zentrale und verfolgte über ein Display die ständig eingehenden Berichte der Reparaturteams. Die Schäden besaßen ein sehr viel größeres Ausmaß, als es anfangs den Anschein gehabt hatte. Genau genommen war es ein kaum zu glaubendes Glück, dass sie alle noch lebten und das Schiff nicht schon längst vollständig funktionsunfähig war.

Eine Ursache dafür, dass die Automatik die Reparaturteams erst viel zu spät geweckt hatte, lag darin, dass auch diese Programmierung durch einige Umleitungen teilweise verändert worden war. Ebenso wie die ursprünglichen Zielkoordinaten. Die gesamten Schäden stellten zwar keine Katastrophe dar, weil sie immer noch repariert werden konnten. Aber das würde sehr viel länger dauern, als sie sich leisten konnten. Die fremde Flotte, die sie geortet hatten, würde mit Sicherheit zurückkehren. Kein Volk konnte es sich leisten, ein unbekanntes Schiff von der Größe dieses *Suninu* in seinem Gebiet oder auch nur an dessen Rand unbeachtet zu lassen.

Sarakk hatte aus diesem Grund darauf bestanden, dass Lorass das ursprünglich zugesicherte Ortungsfenster von zehn Minuten alle zwei Stunden auf fünf Minuten alle halbe Stunde zur Verfügung stellte. Die

Technikerin hatte zwar protestiert, die Notwendigkeit dafür aber eingesehen und schaltete die erforderliche Energie jedes Mal pünktlich ein. Während Sarakk die Schadensmeldungen prüfte, saß Hilal an ihren Ortungsgräten und scannte unablässig und effizient während der verfügbaren Zeit die Umgebung.

»Kommandantin!« Hilals Stimme klang alarmiert. »Ein fremdes Schiff nähert sich.«

Sarakk ging sofort zu ihr. »Nur eins?«, vergewisserte sie sich und wäre darüber erleichtert gewesen, hätte sie nicht genau gewusst, dass es eine probate Taktik war, immer erst ein Aufklärungsschiff vorauszuschicken, ehe der Rest der Flotte folgte.

»Nur eins«, bestätigte Hilal. »Und es sieht anders aus als die anderen Schiffe.«

Bevor Sarakk sich Gedanken über die mögliche Konsequenz dieser Tatsache machte, rief sie Lorass.

»Cheftechnikerin, ich brauche die Energie für die Ortungsgeräte länger als fünf Minuten. Wir haben gerade Gesellschaft bekommen.«

»In Ordnung«, kam die prompte Antwort. »Ich kann sie für eine Weile online lassen. Wir haben noch genug andere Dinge zu reparieren, sodass wir die dafür erforderliche Leitung erst einmal für die Ortungsgeräte weiter verwenden können. Ich kann aber nicht sagen, wie lange.«

»Wir werden uns mit dem begnügen, was wir bekommen können. Sie und Ihr Team leisten hervorragende Arbeit, Lorass.«

»Danke, Kommandantin.«

Sarakk wusste aus Erfahrung, dass ein kleines Lob zwischendurch bei Lorass und ihren Leuten Wunder wirkte und sie zu manchmal kaum fassbaren Höchstleistungen trieb. Und die konnten sie im Moment dringender brauchen als alles andere.

»Ich darf wohl nicht hoffen, dass die Waffensysteme in absehbarer Zeit zur Verfügung stehen?«

»Leider nein, Kommandantin«, bestätigte Lorass. »Wir haben noch nicht einmal alle Stasiskammern stabilisiert. Schon das Bereitstellen der Energie für die Ortungsgeräte überlastet die vorhandenen Leitungen fast schon wieder, wenn wir nicht ständig kompensierten. Mehr kann ich Ihnen beim besten Willen nicht geben.«

Sarakk musste das wohl oder übel akzeptieren. »Dann müssen wir es eben mit dem Wenigen schaffen, das wir haben«, stellte sie fest und unterbrach die Verbindung.

Humarr sah sie fragend an. »Soll ich einen von den Priestern wecken, Kommandantin?«, fragte er.

Sarakk gab nach kurzem Überlegen ihre Zustimmung. Es konnte nicht schaden, sich in dieser Situation nachdrücklich des Wohlwollens der Götter zu versichern.

*

»Gigantisch« war genau genommen immer noch eine viel zu schwache Bezeichnung für das fremde Schiff, das in der Nähe der angegebenen Koordinaten im Raum trieb. Doch falls es eine Besatzung an Bord hatte – was bei dieser Größe mehr als wahrscheinlich war – rührte die sich nicht.

»Es sieht nicht aus wie ein Dronteschiff«, stellte Sun-Tarin fest, der kridanische Austauschoffizier, der seit einigen Monaten an Bord als Berater Dienst tat. »Alle ihre Schiffe, denen wir bisher begegnet sind, hatten diesen kristallinen Überzug. Dieses hat ihn nicht, wie auch bereits die Daten der Genetics belegt haben.«

»Was allerdings auch nicht bedeutet, dass dieses Schiff nicht ein neuer Prototyp ist, der anders aussieht«, stellte van Deyk fest.

»Das halte ich für unwahrscheinlich, Sir«, wandte Briggs ein und projizierte einige Messdaten auf den Schirm. »Sehen Sie sich die Zusammensetzung der Außenhülle an. Bei den Dronte ist sie«, er suchte nach Worten, »nun … ebenso fortschrittlich wie unsere eigene, wenn ich das mal so sagen darf, mit entsprechender Panzerung und allem Drum und Dran. Aber die Außenhülle dieses Schiffes hat eine Zusammensetzung, die ich eher als altertümlich bezeichnen würde. Sie ähnelt mehr den ersten Siedlerschiffen, die die Erde verlassen haben, um sich auf dem Mars anzusiedeln.«

Dana starrte einige Momente nachdenklich auf die Messdaten. »Ihre Meinung, I.O.?«, fragte sie anschließend.

»Ich halte es für unwahrscheinlich, dass Dronte an Bord sind«, antwortete van Deyk. »Die hätten uns längst angegriffen oder uns aufgefordert, uns zu ergeben und uns der Neuen Ordnung anzuschließen.« Seine Stimme hatte einen sarkastischen Unterton.

»Sun-Tarin?«

»Ich stimme Lieutenant Commander van Deyk zu«, sagte der Kridan. »Mein Vorschlag ist, dass wir uns zu erkennen geben und versuchen, Kontakt aufzunehmen.«

»Das deckt sich mit meinen Überlegungen«, stimmte Dana zu. »Lieutenant Jamil, senden Sie eine Grußbotschaft. Ruder, bereithalten für Fluchtmanöver. Plasmaschirme aktivieren, Gaussgeschütze bemannen und hochfahren – wir müssen es ja nicht darauf ankommen lassen.«

»Aye, Ma'am«, bestätigten beide Brückenoffiziere und führten die Befehle aus.

»Keine Antwort«, meldete Susan Jamil, nachdem sie mehrere Minuten lang versucht hatte, Verbindung aufzunehmen.

»Da drüben rührt sich gar nichts«, meldete Briggs. »Als wenn das Ding tot wäre.«

»Was es aber wahrscheinlich nicht ist«, hielt Dana dagegen. »Denn die Flotte der Genetics hat es entdeckt, weil es sich mit aktivem Antrieb fortbewegte, bevor es sich tot stellte. Ruder! Bringen Sie uns näher heran.«

Santos aktivierte die Triebwerke und ließ die STERNENFAUST langsam näher an das Schiff herangleiten. Es erfolgte keine Reaktion.

»Entweder ist deren Schweigen Taktik, oder die da drüben sind tatsächlich … nun, vielleicht nicht gerade tot, haben aber Probleme«, überlegte Dana laut.

»Das würde zumindest erklären, weshalb sie überhaupt nicht reagieren«, stimmte Sun-Tarin ihr zu.

»Lieutenant Santos, fliegen Sie einmal um das ganze Schiff herum. Vielleicht entdecken wir dabei irgendwelche Schäden.«

»Ja, Ma'am.«

Während Santos das Manöver ausführte, zoomte Briggs das Bild des fremden Schiffes so nahe heran, dass es aussah, als würde die STERNENFAUST nur etwa zwanzig Meter darüber schweben.

»Sichtbare Meteoritenkratzer«, meldete er. »Und dort sieht es aus, als wäre das Schiff irgendwann schwer beschädigt und halbwegs wieder repariert worden.«

Die Stelle, die Briggs meinte, war deutlich sichtbar und hob sich farblich vom Rest des Schiffes ab. So etwas wie Schweißnähte waren zu erkennen, die die alten Teile mit den neuen verbanden. In unmittelbarer Nähe dieser Stellen waren auch tiefe Dellen in der Außenhaut erkennbar.

»Sieht so aus, als hätte das Schiff eine Menge mitgemacht«, fand Dana.

»Und als hätte es einen sehr langen Weg hinter sich«, ergänzte van Deyk. »Ich wüsste zu gern, woher es gekommen ist.«

»Lieutenant Jamil, senden Sie weiter Grußbotschaften.«

»Jawohl, Captain.«

Susan Jamil tat ihr Bestes, doch sie erhielt auch diesmal keine Antwort. Sie hatte auch nicht damit gerechnet …

*

Sarakk, Humarr und Hilal saßen seit Stunden in der Zentrale und ließen den Ortungsschirm nicht aus den Augen. Da keiner von ihnen den Reparaturteams bei der Arbeit helfen konnte, hatten sie ohnehin nichts anderes zu tun. In einer Ecke der Zentrale saß Takann, eine der dienstältesten Priesterinnen. Sie hatte alle fünf Augen geschlossen und eine Haltung eingenommen, als säße sie in einem Gebetsraum. Sie befand sich in intensivem Gebet und flehte die Götter um Schutz an für die gesamte Besatzung des Schiffes. Sarakk hoffte nur, dass die Götter ihr zuhörten.

Das fremde Schiff dort draußen machte nicht den Eindruck, als wäre es die Vorankündigung des nächsten Kirima-Sturms. Doch das konnte man natürlich nicht wissen. Fremde Völker besaßen fremde Technik, die auch ein so vergleichsweise kleines Schiff zu einem gefährlichen Gegner machen konnte. Bis jetzt näherte es sich lediglich vorsichtig

und scannte das Auswandererschiff.

Sarakk fragte sich, wer wohl die Insassen sein mochten. Freunde oder Feinde? Natürlich war es müßig, sich in dieser Form darüber Gedanken zu machen. Die Handlungen der Fremden würden das eine oder andere früh genug beweisen. Doch Sarakk konnte nicht verhindern, dass sie sich Sorgen machte. Sie trug die Verantwortung für die Letzten der Kenoor. Falls dieses Schiff tatsächlich die Vorhut einer Angriffsflotte war, mussten sie Vorkehrungen dagegen treffen.

Als ob wir uns in dem Zustand, in dem sich unser Schiff befindet, gegen irgendetwas zur Wehr setzen könnten, das größer ist als ein Zswist, dachte sie bitter. Sie nahm erneut Verbindung zu Lorass auf.

»Lorass, ich brauche die Kommunikationsanlage. Wenigstens für ein paar Minuten.«

»Unmöglich, Kommandantin!« Die Stimme der Cheftechnikerin klang gereizt und besorgt, wie Sarakk sie bisher noch nie erlebt hatte. »Ich kann kaum die Energie für die Ortungsaggregate aufbringen. Jede weitere Energie kostet uns wahrscheinlich einige Stasiskammern.«

»Und wenn wir noch ein paar Leute aufwecken und deren Stasiskammern so lange abschalten, bis alle Reparaturen erledigt sind? Würde uns das nicht Energie sparen?«

»Und uns für die zusätzliche Bereitstellung der Lebenserhaltungssysteme in dem Bereich, in dem sich Erweckten aufhalten sowie für die Bereitstellung von Nahrung und so weiter wieder zusätzliche Energie kosten, die den für den Betrieb ihrer Kammern erforderlichen übersteigen würde. Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen kein einziges zusätzliches Quäntchen Energie mehr geben.«

»Danke«, sagte Sarakk nur und fühlte sich widerlich hilflos.

»Kommandantin!« Hilal zeige auf den Ortungsschirm. »Das fremde Schiff kommt näher. Entfernung jetzt nur noch 124.000 *Segmins* und verringert sich weiter.«

Und wir sitzen hier wie auf der Ebene von Shonai, ohne die geringste Möglichkeit, in Deckung zu gehen. Götter, steht uns bei!

*

Die STERNENFAUST hatte die Umrandung des fremden Schiffes abgeschlossen. Die gesammelten Daten waren allerdings nicht übermäßig aufschlussreich. Immerhin verfügte das Schiff über keine sichtbaren Waffensysteme. Doch das wollte nichts heißen, denn auch die Gaussgeschütze der STERNENFAUST konnten vollständig eingefahren werden.

Dana Frost blickte ihren Ersten Offizier an. »Es nutzt nichts, wir werden uns drüben umsehen müssen.«

Van Deyk nickte.

»Lieutenant Santos«, wandte sich Dana an den Ruderoffizier, »bringen Sie uns näher ran. Wir werden uns das Ding mal von innen

ansehen. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich so etwas wie eine Schleuse gesehen.«

»Ja Ma'am, hier.« Lieutenant Briggs legte die entspreche Ortungsaufnahme auf den Schirm. »Den Ausmaßen nach ist sie groß genug, dass sogar die gesamt STERNENFAUST dreimal hindurchpasst. Eine kleinere Schleuse habe ich nirgends gesehen. Jedenfalls nichts, was nach unseren Maßstäben wie eine aussieht.«

Van Deyk pfiff leise durch die Zähne. »So eine Schleuse ist selbst bei einem so großen Kahn verschwenderisch.«

»Und wie gelangen wir hinein?«, fragte Sun-Tarin. »Ich weiß zwar, wie wir Kridan in so einer Situation vorgehen würden, aber Sie haben vielleicht andere Methoden.«

Dana unterdrückte ein Schmunzeln. »Nun, wir suchen einen Öffnungsmechanismus, der außen angebracht ist. Falls wir keinen finden, schneiden wir ein Loch in die Hülle und zwängen uns durch.«

Der Kridan sah sie mit schräg gelegtem Kopf nachdenklich an. »Ich denke, das könnte man uns als kriegerischen Akt auslegen«, wandte er ein. »Ich würde mich jedenfalls angegriffen fühlen, wenn jemand derart versuchte, in mein Schiff einzudringen.«

»Das ginge wohl jedem so«, stimmte ihm Dana zu. »Aber es ist auch nicht gerade gutes Benehmen, nicht auf Grußbotschaften zu antworten, wenn man sich in fremdem Territorium befindet.«

»Was darauf zurückzuführen sein könnte, dass die Fremden nicht Ihre Auffassung von Höflichkeit teilen«, hielt Sun-Tarin dem entgegen. »Schließlich gibt es auch in dieser Hinsieht zwischen unseren Völkern erhebliche Differenzen. Und wir kennen einander mittlerweile recht gut.«

Jetzt erteilt mir schon ein Kridan Lektionen, dachte Dana halb amüsiert, halb missmutig. *Aber er hat durchaus recht.*

»Dass sie nicht antworten, könnte auch daran liegen, dass sie unsere Botschaft gar nicht verstehen«, wandte Susan Jamil ein. »Die Standardbotschaften sind jedenfalls nicht so umfangreich, dass ein Translator daraus die Syntax und genügend Worte unserer Sprache entschlüsseln kann.«

»Trotzdem wäre es allein schon aus taktischen Gründen klug, wenigstens darauf zu reagieren«, fand Mutawesi.

»Und schließlich«, wandte nun auch van Deyk ein, »bleibt immer noch die Möglichkeit, dass die da drüben Probleme mit ihrem Funkanlagen haben und deshalb nicht antworten können.«

»Oder es handelt sich um ein vollautomatisches Schiff, das nicht auf Kommunikation programmiert ist«, überlegte Briggs.

»Möchte sich noch jemand an dieser Diskussion beteiligen und seinen Senf dazugeben?«, fragte Dana honigsüß – ein Tonfall, der ihren Leuten signalisierte, dass es genug war. »Falls nicht, werden Sie jetzt nämlich die Befehle ihres Vorgesetzten – also meine – befolgen und versuchen, irgendwie in das Schiff reinzukommen. An die Arbeit!«

»Aye, Ma'am!«, lautete die mehrstimmige Antwort ihrer Crew.

John Santos manövrierte die STERNENFAUST näher an das fremde Schiff heran, während Dana Sergeant Roy Takashi, den Kommandanten der 30 an Bord stationierten Marines, anwies, ein Außenteam zusammenzustellen. Drüben rührte sich noch immer nichts.

Sie waren auf ungefähr 500 Kilometer herangekommen, als das fremde Schiff urplötzlich zum Leben erwachte. Energie flammte in einigen Bereichen auf. Gleichzeitig machte das Schiff einen Satz – anders konnte man es nicht nennen – auf die STERNENFAUST zu, wobei es sich halb um die eigene Achse drehte. Die Luke, die Briggs als Einstiegsmöglichkeit ausgemacht hatte, glitt auf. Ein heller Energiestrahl fuhr daraus hervor, gefolgt von einem Schwall augenblicklich kristallierender Atemluft. Der Strahl hüllte die STERNENFAUST ein und zog sie in die Luke hinein.

»Ruder! Fluchtkurs! Volle Kraft!«

Santos hätte Danas Aufforderung nicht gebraucht. Seine Finger flogen über die Kontrollen. Doch obwohl die STERNENFAUST mit dem neuen Mesonenantrieb viel besser und schneller manövriert werden konnte als ihre Vorgängerin, reichte ihre Schubkraft nicht aus, um den Sog rechtzeitig zu neutralisieren. Sie wurde überraschend schnell in das fremde Schiff hineingezogen.

»Zwecklos, Ma'am!«, meldete Santos.

»Sollen wir feuern, Ma'am?«, fragte Mutawesi.

»Nein«, entschied Dana. »Ruder! Triebwerke deaktivieren! Sehen Sie nur zu, dass wir da drinnen so weich wie möglich landen. Wenn die uns auf diese Weise einladen, dann sehen wir sie uns doch mal an. Den Weg nach draußen freischießen können wir uns später immer noch. Das ist zwar nicht die feine Art, mit uns Kontakt aufzunehmen, aber sicher verstehen die unter Höflichkeit etwas anderes als wir«, fügte sie mit einem Seitenblick auf Sun-Tarin hinzu. Sekunden später war alles vorbei. Kaum hatte die STERNENFAUST die riesige Luke passiert, glitt sie wieder zu. Dahinter lag völlige Dunkelheit …

*

Sarakk beobachtete, wie das fremde Schiff entschlossen näher kam und dachte währenddessen fieberhaft darüber nach, welche Abwehrmaßnahmen ihnen noch zur Verfügung standen. Die Bilanz dieser Überlegungen war immer wieder Null. Es war zum Verzweifeln.

Als das Schiff nur noch wenige *Segmins* entfernt war, geschah etwas Unerwartetes. Für einen Moment flammte die deaktivierte Hauptbeleuchtung auf. Gleichzeitig sprangen die linken Seitentriebwerke ab und versetzten dem Schiff einen Schub, der es auf die Fremden zu bewegte. Mehrere Erschütterungen erfassten das Schiff. Der Ortungsschirm fiel aus. Gleich darauf erlosch auch die gesamte Beleuchtung.

Sarakk wurde zu Boden geschleudert, als das Schiff bockte wie ein

Sandhüpfer. Sie prallte schmerzhaft gegen irgendeine Station und zischte gequält. Sie hörte auch die anderen schreien, zischen und fluchen. Noch bevor sie begriff, was soeben geschah, war es vorbei. Sie schüttelte ihre Benommenheit ab und rappelte sich wieder auf.

»Ist jemand verletzt?«

»Ich bin noch ganz. Glaube ich zumindest.« Die Stimme gehörte eindeutig Humarr.

»Ich auch«, stimmte Hilal zu.

»Ebenfalls«, meldete sich Kinamm.

»Die Götter haben uns beschützt.« Demnach war Takann auch noch am Leben und unversehrt.

»Was war das?«, fragte Hilal deutlich verstört. Die Ortungsoffizierin war nicht gewohnt, mit so ungewöhnlichen Ereignissen konfrontiert zu werden. Was nicht verwunderlich war in Anbetracht ihrer Jugend und der Tatsache, dass dies ihre erste Reise war.

»Irgendeine weitere Katastrophe«, vermutete Humarr grimmig.

Sarakk tastete sich zum Hauptpult vor und versuchte, das Licht oder wenigstens die Notbeleuchtung wieder einzuschalten. Nichts funktionierte. Auch die interne Funkanlage gab kein Lebenszeichen von sich. Sie griff zu dem Handfunkgerät, das sie immer bei sich trug.

»Lorass! Was ist bei Ihnen los?« Die Cheftechnikerin antwortete nicht. »Reparaturteam! Melden Sie sich!«

Wieder erfolgte keine Antwort. Entweder war das Handgerät durch den Sturz beschädigt worden – oder das Reparaturteam hatte es schlimmer erwischt als die fünf Leute in der Zentrale.

»Ich gehe nach unten«, entschied Sarakk. »Sie warten hier.«

Sie verließ die Zentrale und stellte fest, dass es auf dem gesamten Schiff oder doch zumindest in diesem Bereich keine Energie mehr gab und damit auch kein Licht. Zum Glück gab es neben jedem Hauptschott für solche Fälle eine Wandbox mit Handlampen. Sarakk tastete sich dorthin vor und hatte Glück. Die Lampen in der Box waren unversehrt und funktionierten. Sie nahm eine und setzte ihren Weg fort.

Unterwegs versuchte sie immer wieder, über Handsprecher das Reparaturteam zu erreichen. Da auch kein Lift mehr funktionierte, musste sie durch die Wartungsröhren klettern, eine anstrengende und zeitraubende Sache.

Nur gut, dass unsere Stasiskammern dafür sorgen, dass unsere Muskeln nicht atrophieren, dachte sie. *Andernfalls würde ich diese Klettertour wohl nicht überleben.*

Sie hatte das Reparaturteam noch nicht erreicht, als sich jemand meldete. »Hier spricht Stellvertretender Cheftechniker Porell, Kommandantin. Technikerin Lorass ist schwer verletzt und viele andere auch.«

»Was ist passiert, Porell?«

»Es gab eine Fehlfunktion in einem Leitungsbündel, das wir gerade reparierten. Dadurch ist die Automatik wieder angesprungen,

allerdings … nun … ebenfalls fehlgeleitet. Wie es aussieht, wurden die Seitentriebwerke aktiviert, der Lastenstrahl, die Frachtluke und der Hauptkonverter. Das führte zu einer kompletten Überlastung in einigen Bereichen. Wir haben eine schwere Explosion in Sektion 256 registriert. Und das bedeutet …«

»Dass wir einige Stasiskammern verloren haben«, ergänzte Sarakk grimmig. »Wie viele?«

»Das kann ich erst sagen, wenn wir nachgesehen haben. Doch dafür habe ich keine Leute frei. Aber ich bin mir sicher, dass es sehr viel mehr als nur ›einige‹ sind.«

»Können Sie genug Energie erzeugen, um die Verletzten zu versorgen und die Ärzte zu wecken?«

»Ich fürchte nein, Kommandantin. Ich brauche jeden Kenoor, der sich noch bewegen kann, um die restlichen Leitungen zu stabilisieren. Andernfalls könnte auch noch der Rest des Schiffes explodieren.«

»Ich gehe zur Sektion 256 und sehe mich dort um, Porell. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Jawohl, Kommandantin.«

Sarakk schaltete ab und hastete weiter. Sie wagte nicht, sich auszumalen, wie viele Kenoor durch die Explosion gestorben waren. Offenbar hatten die Götter sie doch nicht allzu sehr beschützt. Zum ersten Mal, seit sie erweckt worden war, kamen ihr Zweifel, dass das Schiff und seine kostbare Fracht es überhaupt schaffen würden, ihr Ziel zu erreichen. Falls es noch einen Zwischenfall dieses Ausmaßes gab, war das mehr als unwahrscheinlich.

Als Sarakks Weg zur Sektion 256 an der Frachtkammer 5 vorbei führte, gewahrte sie durch eine der Sichtluken seltsame tanzende Lichter darin. *Tanzende* Lichter konnten nur auf eine weitere Fehlfunktion hindeuten, die unter Umständen eine neue Gefahr darstellten. Sie trat an die Sichtluke heran und blickte in den Raum dahinter. Der Anblick, der sich ihr dort bot, ließ sie für einige Sekunden komplett erstarren.

Mitten im Frachtraum schwebte das fremde Schiff, das sich ihnen genähert hatte. Und die tanzenden Lichter stammten von etlichen seltsamen viergliedrigen Wesen, die es gerade verließen!

*

Sven Reichenthal war beschäftigt. Allerdings nicht, wie ein gewisser Jurij R. Diaz wohl hoffte, mit den Vorbereitungen für seine Umsiedlung. Nein, er rüstete zu seiner ganz persönlichen Großoffensive gegen die Genetics.

Diesen Schritt hatte er schon vor Jahrzehnten geplant und die Voraussetzungen dafür geschaffen. Er musste für die Endphase nur ein paar Anrufe tätigen. Und es beunruhigte ihn nicht im Mindesten, dass jedem dieser Anrufe eine Automatenstimme antwortete: »*Dieser*

Anschluss ist außer Betrieb. Um den aktuellen Anschluss des gewünschten Gesprächspartners zu erfahren, melden Sie sich bitte bei der Com-Systems-Auskunft.«

Reichenthal gab daraufhin eine Codenummer ein, worauf der Automat antwortete: »*Ihr Anruf wurde registriert. Die gewünschte Verbindung steht bereit.*«

Die angeblich nicht erreichbaren Anschlüsse, die Reichenthal anwählte, befanden sich an verschiedenen Stellen in allen Drei Systemen. Die jeweils eingegebenen Codenummern aktivierten einen bestimmten Verstärker. Wenn seine Zeit gekommen war, brauchte er nur noch einen einzigen Knopf zu drücken, um die hochnäsige Genetics-Brut ein für alle Mal in ihre Schranken zu weisen. Aktion Exodus würde es danach nicht mehr geben.

Und es würde ihm ein besonderes Vergnügen sein, Jurij Diaz ins Gesicht zu sehen, wenn er diesen einen Knopf drückte und zu beobachten, wie dessen Überheblichkeit und Arroganz daraus für immer verschwanden …

*

»Schadensmeldung!«, verlangte Dana, nachdem die STERNENFAUST auf ihren Antigravfeldern zum Stillstand gekommen war.

Wie es aussah, hatte das Schiff Glück gehabt. Die Panzerung war angekratzt, aber es war zu keinem Hüllenbruch gekommen. Die Ortung lief weiter, und Briggs spielte die Ergebnisse auf den Hauptbildschirm.

Die STERNENFAUST befand sich in einer riesigen Halle, die gut 250 Meter im Quadrat maß. Die Wände bestanden aus einer den Menschen nicht bekannten Metalllegierung und waren übersät mit Luken. Gegenüber der Schleuse, durch die die STERNENFAUST hereingekommen war, befanden sich mehrere relativ kleine Schotts, die wahrscheinlich ins Innere des Schiffes führten.

»Sergeant Takashi!«, rief Dana den Kommandanten der Marines über Interkom. »Ihre Leute sollen sich bereitmachen für eine Erkundung. Ich komme ebenfalls mit.«

»Ich würde auch gern mitgehen«, meldete sich Sun-Tarin.

Dana nickte zustimmend.

»Sie sollten auch einen oder zwei Techniker mitnehmen«, schlug van Deyk vor und fügte augenzwinkernd hinzu: »Wer weiß, was für interessante Dinge es im Inneren zu entdecken gibt.«

»Einverstanden.«

»Captain, es wird in die Halle einströmende atembare Atmosphäre angezeigt«, meldete Ashley Briggs. »Sie ist allerdings, nun, ich würde sagen abgestanden. Sie scheint nicht erneuert zu werden. Als wenn es kein Luftaustauschsystem gäbe.«

»Oder als wenn es defekt wäre«, überlegte Dana laut. »Als sich die

Luke öffnete, ist doch Luft ausgetreten. Das spricht dafür, dass der Öffnungsmechanismus defekt ist.«

»Und wo ein Öffnungsmechanismus defekt ist, funktionieren vielleicht auch andere Dinge nicht«, ergänzte Sun-Tarin.

»Sie meinen, dass unsere Einladung in dieses Schiff aufgrund eines Defekts verursacht wurde?«, fragte Dana, obwohl ihr der Gedanke auch gekommen war.

»Das wäre möglich, Captain.«

Dana nickte nachdenklich. »In diesem Fall sind die Insassen dieses Schiffes möglicherweise von unserem Aufenthalt hier genau so überrascht wie wir.«

»Falls das Schiff Insassen hat«, schränkte van Deyk ein. »Oder falls die noch leben. Und bis jetzt deutet nichts auf das eine oder andere hin.«

»Falls es welche gibt, werden wir sie schon finden«, war Dana überzeugt. »Das Außenteam trifft sich in einer Viertelstunde in der Hauptschleuse. I.O., Sie haben die Brücke.«

*

Sarakk gestattete sich nur einen kurzen Augenblick des Schreckens. Danach eilte sie so schnell es ging zu der Sektion, in der das Reparaturteam arbeitete. Wenn sie noch nicht einmal die Ärzte wecken konnten, galt dies natürlich auch für die Sicherheitskräfte. Sie musste auf die Leute zurückgreifen, die bereits wach waren. Allerdings machte sie sich keine Illusionen über die Chancen, die ihre Leute hatten.

Die Techniker besaßen zwar wie alle Kenoor, die auswanderten, eine Grundausbildung in der Handhabung von Waffen. Doch wirklich gut damit umgehen und Krisensituationen überlegt vorgehen konnte – wenn überhaupt – nur das Sicherheitspersonal. Es war nicht abzusehen, wie Leute, die noch nie einer Bedrohung durch andere Wesen gegenübergestanden hatten, darauf reagieren würden, dass fremde Wesen im Schiff waren.

Sarakk fand Porell im Hauptgeneratorenraum.

»Kommandantin!«, sagte er überrascht. »Sind Sie so schnell zur Sektion 256 gekommen?«

»Ich war nicht dort. Sie müssen die Arbeiten einstellen, Porell. Ich weiß nicht, wie es passiert ist, aber es sind fremde Wesen mit einem Schiff an Bord gelangt. Es befindet sich in Frachtraum 5, und seine Besatzung hat es gerade verlassen.«

Porell zischte überrascht. »Feinde?«

»Das wissen wir nicht. Aber wir müssen damit rechnen, dass sie uns nicht freundlich gesonnen sind.« Sarakk machte eine Bewegung, die Unsicherheit verriet. »Ich brauche alle Leute, die Sie entbehren können, um eine Verteidigung aufzubauen.«

Porell stieß ein hohes Trillern aus. »Kommandantin, ich kann *keinen*

einzigen meiner Leute entbehren. Wenn die Schäden nicht schnellstens behoben werden, fliegt uns noch mehr um die Köpfe als nur eine Sektion.«

Sarakk sah ihn ernst an. »Porell, wenn wir nicht in der Lage sind, uns zu verteidigen, brauchen wir uns vielleicht keine Sorgen mehr darum zu machen, ob noch irgendwas explodiert.«

Der Techniker verstand den Hinweis sehr wohl. »Wenn hier alles in die Luft fliegt, können Feinde uns auch egal sein.« Er schüttelte sich. »Ich kann Ihnen allenfalls fünf Leute geben. Die anderen brauche ich hier.«

Das war extrem wenig, denn Sarakk hatte mindestens zwölf der Fremden gezählt. Aber fünf war besser als nichts.

»Gut. Ich nehme die Leute gleich mit.«

»Sie sollten vielleicht auch einen Priester mitnehmen«, schlug Porell vor. »Jemand, der in der Lage ist, mit Göttern zu sprechen und ihren Willen zu erkunden, kommt sicher auch mit fremden Wesen zurecht.«

Das war, wie Sarakk fand, ein ausgezeichneter Gedanke. Sie rief über Handfunk Humarr in der Zentrale an und erklärte ihm die Lage. »Schicken Sie Priesterin Takann zur Frachtkammer 5. Sie soll sich darauf vorbereiten, Kontakt mit den Fremden aufzunehmen, wenn das möglich ist.«

Sarakk hörte, wie Takann im Hintergrund protestierte, als Humarr ihr die Nachricht übermittelte. »Humarr, sagen Sie der verehrten Priesterin, das war keine Bitte, sondern ein Befehl. Sie soll herkommen. Sofort!«

Nachdem das geklärt war, führte Sarakk die fünf Techniker, die Porell ihr zugeteilt hatte – nach außen hin tapfer, innerlich aber der Verzweiflung nahe – zur Frachtkammer 5.

*

Sergeant Roy Takashi brachte acht seiner Leute in Verteidigungsformation in das unbekannte Territorium hinein. Die Marines trugen schwere Panzeranzüge, die sogar einem Beschuss mit Gaussgewehren standhielten. Dana, Sun-Tarin, Lieutenant Jefferson und sein Assistent Fähnrich Sandor Kumara begleiteten das Außenteam. Im Gegensatz zu den Marines trugen sie normale Raumanzüge, die nur leicht gepanzert waren.

Nachdem sie die STERNENFAUST verlassen hatten, war es nicht besonders schwer gewesen, ein Schott zu finden, das weiter ins Innere des Schiffes führte und es per Hand zu öffnen, da es offenbar keinen automatischen Öffnungsmechanismus gab oder der nicht funktionierte.

Jefferson und Kumara waren die beiden Experten für Xenotechnik an Bord. Jetzt nahmen sie Scans vor und waren ganz in ihrem Element. Besonders Kumara war wie immer begeistert von neuen Entdeckungen. Sein Motto lautete: »*Zwar weiß ich viel, doch möchte ich*

alles wissen!« Und nach dieser Prämisse handelte er.

»Wenn ich die Messdaten richtig interpretiere«, sagte Jefferson, »beträgt das Alter dieses Schiffes mindestens 150 Jahre. Genau kann ich das nicht sagen, da wir die Zerfallrate dieses unbekannten Metalls nicht kennen. Aber die Teile des Schiffes, die aus uns bekannten Materialien bestehen, sind definitiv so alt.«

»Haben Sie irgendwelche Hinweise auf die Besatzung gefunden?«, fragte Dana und konzentrierte sich auf die Daten, die ihr eigener Handscanner ihr lieferte.

»Ich empfange einige Werte, die organischen Ursprungs sind«, antwortete Kumara. »Aber das Signal ist nicht ganz klar. Möglicherweise stört irgendetwas eine korrekte Anzeige.«

»Haben wir es hier mit einem Geisterschiff zu tun?«, überlegte Roy Takashi laut.

»Oder mit einer Besatzung, die nicht den herkömmlichen, uns bekannten Lebensformen entspricht und von unseren Scannern deshalb nicht erfasst wird«, wandte Dana ein.

»Achtung! Kontakt!«

Takashis Stimme riss Dana aus ihren Überlegungen. Die Gruppe hatte gerade eine Gangbiegung umrundet und sah sich sieben Wesen gegenüber, die zu keiner Spezies gehörten, denen Menschen oder Kridan schon einmal begegnet war. Und in ihren Gliedmaßen hielten sie kurze dicke Zylinder, die verdächtig nach Waffen aussahen …

*

Jurij R. Diaz stand am Panoramafenster seines Büros und blickte über die Stadt. Seit seinem ersten Gespräch mit Botschafter Maunga war eine Woche vergangen, in der Diaz überzeugt gewesen war, den Botschafter zermürben zu können. Wenigstens ansatzweise. Doch Aorangi Mako Maunga war ein Kaliber für sich und eine extrem harte Nuss, die sich einfach nicht knacken lassen wollte.

Mit schier unermüdlicher Geduld hatte Maunga alle Hinhaltetaktiken und Zermürbungstechniken des Lord Managers über sich ergehen lassen. Er hatte mit einer Begeisterung, von der Diaz inzwischen fast überzeugt war, dass er sie nicht vortäuschte, Stadtführungen und Museumsbesuche absolviert und schien entschlossen, sich auf diese Weise auch weiterhin zu amüsieren mit allem, was der Lord Manager vielleicht noch für ihn vorgesehen hatte. Außerdem hatte er sich mit großem Interesse auch von anderen führenden Genetics in persönlichen Gesprächen die Gründe angehört, weshalb »Aktion Exodus« beschlossen worden war. Anschließend wartete er geduldig weiter darauf, dass Diaz ihn zu einem nächsten Gesprächstermin bat.

Diaz war sich bewusst, dass die Menschen der Solaren Welten und vor allem die betroffenen Bewohner der Drei Systeme in ihm ein Ungeheuer, ein Monster, einen Teufel und Schlimmeres sahen. Dabei

hatte er in diesem Fall tatsächlich in erster Linie das Wohl der Nation im Sinn, die ihn zu ihrem Vertreter gewählt hatte.

Vollkommen nüchtern und emotionslos betrachtet *war* in der Genetic-Gesellschaft kein Platz für Nichtoptimierte mehr. Vielleicht hätte man diese Entwicklung verhindern können, wenn man die genetischen Optimierungen langsamer hätte angehen lassen und sie nicht derart forciert hätte. Oder wenn die Genetics ihre Forschungen verstärkt oder doch wenigstens genauso intensiv auf die Optimierung von Erwachsenen konzentriert hätten. Doch warum kleckern, wenn man die Möglichkeit hatte zu klotzen?

Als Ergebnis dieses »Klotzens« waren die Nichtoptimierten derart weit hinter den Optimierten zurückgeblieben, dass man tatsächlich beinahe schon von zwei vollkommen verschiedenen Rassen sprechen konnte. Schon in der nächsten Generation würde dieser Unterschied komplett sein.

Aber natürlich hatte diese Entwicklung ihren Preis gefordert. Einen Preis, den auch Diaz selbst hatte bezahlen müssen. Sein Sohn war dem Druck, der auf ihm als Optimierten und Sohn seines Vaters lastete, nicht gewachsen gewesen und hatte sich umgebracht. Diaz' Frau hatte sich schon lange davor scheiden lassen, weil sie ihn und seine Visionen nicht verstand und sich von seinen Ansprüchen an sie überfordert fühlte.

Und trotzdem – oder gerade deswegen – war Jurij R. Diaz immer noch davon überzeugt, dass Aktion Exodus der richtige Schritt war. Zu seinem Erstaunen konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sogar Maunga ihn tatsächlich verstand und das nicht nur aus Diplomatie vorgab.

Natürlich hatte der Botschafter in zwei Punkten absolut recht. Der Zeitpunkt für die Aktion war nicht besonders günstig gewählt, angesichts der Bedrohung durch die Dronte. Und die Aktion konnte aufgrund der – verglichen mit der Kapazität des Star Corps – geringen Flottengröße der Genetics nicht in den vorgegebenen drei Monaten durchgeführt werden.

In diesem Punkt habe ich einen Fehler gemacht, gestand sich Diaz ein. *Ich habe meinen persönlichen Gefühlen erlaubt, meine Handlungen zu diktieren. Das darf und wird mir nie wieder passieren. Schließlich gibt es andere Möglichkeiten, gegenüber den Solaren Welten unsere Unabhängigkeit zu demonstrieren.*

Aus diesem Grund hatte Diaz auch persönlich darum gebeten, dass sich die STERNENFAUST um das fremde Riesenschiff kümmerte, das Kurs auf die Drei Systeme hatte. Dadurch konnte er ein Nachgeben in Bezug auf die Drei-Monats-Frist großzügig als »Belohnung« für diesen Dienst deklarieren und erweckte dadurch nicht den Eindruck, ohne Gegenleistung klein beizugeben.

Im Moment hatte er aber ein ganz anderes Problem. Das ihm von Sven Reichenthal gestellte Ultimatum war abgelaufen und der Herr des TR-Tec-Konzerns auf dem Weg zu ihm. Einerseits freute sich Diaz

diebisch auf das kommende Gespräch, andererseits behagten ihm die Folgen, die sich daraus unweigerlich ergaben, nicht besonders. Auch wenn er das niemals offen zugegeben hätte, verdankte er Reichenthal und TR-Tec doch einiges.

Die Tür zu seinem Büro wurde aufgerissen, und Sven Reichenthal stürmte herein.

»Mr. Reichenthal, ich hoffe, es ist Ihnen bewusst, welches Entgegenkommen es von meiner Seite aus darstellt, Sie zu empfangen«, begrüßte Jurij R. Diaz seinen früheren Geschäftspartner. »Besonders in Anbetracht Ihres Auftritts bei unserer letzten Begegnung. Deshalb würde ich Ihnen raten, so schnell wie möglich zum Kern Ihres Anliegens zu kommen. Ich habe zu tun.«

Sven Reichenthal setzte sich unaufgefordert in einen Sessel. »Oh, ich habe nicht vor, Sie lange aufzuhalten, *Lord Manager*.« Er sprach den Titel mit der größtmöglichen Verachtung aus, zu der er fähig war.

Diaz zog die Augenbrauen hoch. »Ich höre.«

»Ich bin gekommen, mich von Ihnen zu verabschieden.«

Diaz' Augenbrauen wanderten noch ein Stück höher. »Sie haben sich entschlossen, nun doch die Genetikerförderation zu verlassen? Welch erstaunlicher Wandel Ihrer Einstellung! Aber schön. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise. Auf Wiedersehen.«

»Nicht ich werde Darelis verlassen, sondern *Sie*!«

Reichenthal holte ein kleines Gerät aus der Tasche seines Anzugs, auf dem ein Lämpchen rot blinkte. Diaz starrte das Gerät unbewegt an und sah anschließend Reichenthal in die Augen. »Wenn Sie glauben, dass eine Bombendrohung etwas an Ihrer Situation ändert, Reichenthal, so hätte ich Sie für klüger gehalten. Ich bin ersetzbar. Und wenn Sie das Gebäude hier in die Luft jagen, sterben Sie ebenfalls.«

Reichenthal lächelte triumphierend und genoss die Situation offensichtlich in vollen Zügen. »Ach, Jurij! Bei all Ihrer Intelligenz unterschätzen Sie mich doch erheblich. Ich gebe zu, das ist beinahe enttäuschend. Dieser Fernzünder hier aktiviert keine Bombe. Zumindest keine im herkömmlichen Sinn. Sie haben doch nicht etwa im Ernst gedacht, dass ich mir nicht noch eine kleine Hintertür offen halte für einen Fall wie diesen.« Er beugte sich vor und sah den jüngeren Mann scharf an. »Sie verdanken mir alles, was Sie sind, Jurij. Sie und Ihre Leute wären nichts ohne *meine Technologie*!«

»Sie wiederholen sich, Sven. Diesen Standpunkt hatten Sie bei unserer letzten Begegnung schon ausgiebig dargelegt. Was wollen Sie jetzt noch?«

»Ihr Ende, Jurij, Ihres und das aller Genetics! Sie waren ein Fehler. Mit der Ausweisung der Nichtoptimierten haben Sie den Bogen überspannt. Ich werde nicht zulassen, dass Sie zerstören, was *ich* aufgebaut habe! Sie hätten auf mich hören und Ihre Aktion Exodus abblasen sollen. Jetzt wird sie zu einem Bumerang und einem Exodus für alle Genetics. Und ich hoffe, Sie und Ihre Kreaturen schmoren in der Hölle!«

Mit diesen Worten drückte er den Knopf des Zünders. Ein Signal wurde aktiviert, das einen Funkimpuls auslöste, der Empfänger auf allen Genetic-Welten anwählte und einen vorprogrammierten Mechanismus in Gang setzte. Der wiederum nahm mehrere planetenweite Sender in Betrieb, die einen Ton ausstrahlten, der von normalen Ohren nicht wahrgenommen werden konnte. Über den gleichzeitig aktivierten Bergstrom-Funk erreichte dieser Ton gleichzeitig die übrigen Planeten der Drei Systeme und alle Genetic-Schiffe, die sich im Raum befanden. Die Wirkung setzte innerhalb weniger Sekunden ein.

Das heißt, sie hätte einsetzen müssen. Doch Reichenthal starrte Diaz fast eine volle Minute an, ehe er begriff, dass etwas nicht so lief, wie es laufen sollte. Er drückte den Zündknopf noch einmal und gleich darauf noch mehrmals, wobei er immer hektischer wurde.

Jurij R. Diaz lehnte sich betont lässig zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Es ist jetzt ungefähr zwanzig Jahre her«, sagte er in beiläufigem Ton, »da fiel einem unserer Ärzte bei einem Test an einem seiner genoptimierten Patienten eine seltsame Anomalie auf. Da der Patient schwer krank war und das auf einen Gendefekt zurückgeführt werden konnte, glaubte er zunächst, auch diese Anomalie sei dem defekten Gendesign zuzuschreiben. Um solche Defekte künftig zu verhindern, sah er sich die Sache genauer an.«

Diaz zuckte mit den Schultern und genoss das zunehmende Entsetzen in Reichenthals Augen, als diesem dämmerte, worauf Diaz hinauswollte.

»Um die Sache abzukürzen, Sven, was glauben Sie, was der Arzt am Ende seiner – natürlich immer umfangreicher werdenden – Testreihe entdeckt hat?« Er winkte ab. »Sie kennen natürlich die Antwort. Er entdeckte, dass jeder Genetic der ersten Generation diese Anomalie aufwies – und sie auch vererbte. Eine Anomalie, die bewirkt, dass eine bestimmte Tonfrequenz, die das normale Ohr gar nicht wahrnehmen kann und die – das ist der Trick bei der Sache – auch nicht in der Natur von irgendwas jemals erzeugt wird, eine absolut tödliche Wirkung auf jeden Genetic hat und zum sofortigen Herzstillstand führt. Ein paar Jahre später fand der Arzt heraus, dass die Ursache für diesen Defekt in der von Ihnen gelieferten Gentechnologie liegt.«

Diaz nickte anerkennend. »Das muss der Neid Ihnen lassen, Sven. Was Sie und Ihre Techniker da fabriziert haben, war genial. Eine Technologie, die bei jeder genetischen Modifikation an einem Embryo automatisch diese spezielle Anomalie erzeugt und diese noch nicht einmal angezeigt wird, das war wirklich brillante Arbeit. Und wenn wir diese kleine unautorisierte Manipulation nicht durch einen puren Zufall entdeckt hätten, wäre Ihr Plan aufgegangen. Aber natürlich haben wir, nachdem wir die Ursache herausfanden, nicht nur jedes entsprechende von einem Ihrer Konzerne gelieferten Gerät vor dem ersten Einsatz umgebaut, sondern im Laufe der Jahre jeden Genetic behandelt und die Anomalie behoben. Das hat uns eine gewaltige

Summe gekostet, aber das war uns unsere Existenz natürlich wert.«

Diaz gab seine lässige Haltung auf, beugte sich vor und fixierte Reichenthal mit einem eisigen Blick. »Dass Sie ein Egoist sind, der nichts anderes im Kopf hat, als seinen eigenen Vorteil und die Befriedigung seiner eigenen Machtgelüste, war mir ja schon lange bekannt, Reichenthal. Aber dass Sie tatsächlich nicht vor millionenfachem Massenmord zurückschrecken, nur um Ihre eigene Macht zu erhalten – das zu glauben, fiel mir eine doch ein bisschen schwer, wie ich zugeben muss.« Er deutete auf das nutzlose Gerät in Reichenthals Hand.

Der ältere Mann starrte ihn immer noch stumm an, fand jetzt aber seine Sprache wieder. »Demnach hatten Sie Ihre Aktion Exodus schon sehr viel länger geplant«, schloss er messerscharf.

»In der Tat«, bestätigte Diaz zufrieden und gab sich keine Mühe zu verhehlen, wie sehr er die Situation genoss. »Aber Sie waren noch nützlich.«

Reichenthal nickte grimmig. »Das haben Sie fein hinbekommen, Diaz. Mein Kompliment. Nun gut, Sie haben gewonnen. Ich werde also gehen.«

Diaz stieß ein verächtliches Schnaufen aus. »Sie glauben doch nicht im Ernst, dass wir Sie jetzt noch gehen lassen, nachdem Sie versucht haben, uns alle zu ermorden. Nein, Reichenthal. Sie werden vor ein Gericht gestellt und wegen versuchten Völkermordes verurteilt werden.«

»Dazu brauchten Sie erst einmal Beweise!«

Diaz gestattete sich ein wölfisches Grinsen. »Die haben wir mehr als genug. Nachdem wir herausgefunden hatten, was Sie getan haben, stellten wir natürlich Nachforschungen an. Wissen Sie, Bestechung wirkt manchmal Wunder.« Er öffnete eine Schreibtischschublade, holte einen Handspeicher heraus und schob ihn Reichenthal hin. »Natürlich ist das hier nur eine Kopie, also hätte es wenig Zweck zu versuchen, die Daten zu löschen. Doch ich bin mir sicher, dass Sie die erkennen werden.«

Reichenthal nahm den Speicher und aktivierte ihn. Er sah auf den ersten Blick, um was für Daten es sich handelte. Es waren die Entwürfe und Konstruktionspläne für die winzige Programmierung, die den von Diaz beschriebenen Gendefekt automatisch in jede DNA einbaute, die mit einem von TR-Tec dafür gelieferten Apparat behandelt wurde. Und da TR-Tec in den gesamten Drei Systemen das Monopol für diese Technologie besaß, gab es keinen einzigen Gensequenzer, der ihn nicht verursacht und keinen damit behandelten Genetic, der ihn nicht gehabt hätte.

Reichenthal überflog den Rest des Speichers. Er enthielt weitere Details, Zeugenaussagen und sogar die Kopien geheimer Dokumente, von denen er geglaubt hatte, sie absolut sicher aufbewahrt und teilweise sogar vernichtet zu haben.

Er legte den Speicher auf den Tisch. »Also gut, Diaz. Sie haben all

diese Informationen gesammelt. Aber Sie vergessen, dass auch ich genau weiß, wo *Ihre* Leichen im Keller liegen. Wenn Sie mich vor Gericht zerren, um mir wegen dem hier«, er deutete auf den Speicher, »den Prozess zu machen, packe ich auch aus. Wenn ich hänge, dann hängen Sie mit mir.«

Diaz lächelte maliziös. »Sie lassen dabei nur eins außer Acht, Reichenthal. *Ich* habe Beweise gegen Sie, die hieb- und stichfest sind. *Sie* haben keine gegen mich.« Er hob die Hand, als der ältere Mann ihm widersprechen wollte und reichte ihm einen zweiten Handspeicher. »Bevor Sie protestieren, sollten Sie sich das hier ansehen. Und auch hiervon gibt es genug Kopien.«

Reichenthal musste den Speicher nicht einmal näher in Augenschein nehmen, um zu erkennen, worum es sich handelte. »Woher haben Sie den?«

Es war ein Speicher älteren Modells, den Reichenthal schon vor langer Zeit angelegt hatte. Er enthielt ebenso detaillierte Informationen über Diaz und seine diversen Unkorrektheiten, Manipulationen, illegale Aktionen und derlei mehr. Besonders auch alle Verstöße gegen die geltenden Genetikergesetze aus der Zeit, als die Drei Systeme noch zu den Solaren Welten gehört hatten. Ein Großteil dieser Informationen war jetzt, da die Genetikerförderation autonom war und eigene Gesetze hatte, Makulatur. Andere Dinge jedoch nicht.

Reichenthal hatte diesen Speicher und andere seiner Art an, wie er glaubte, absolut sicheren Orten aufbewahrt. Dass Diaz jetzt diesen hier – und wahrscheinlich alle anderen auch – in den Händen hatte, war ein Schock.

»Sie vergessen, Reichenthal, dass Sie es mit genoptimierten Denkern zu tun haben«, erinnerte ihn Diaz genüsslich. »Nachdem feststand, dass Sie ein Staatsfeind sind, haben wir Sie gründlich durchleuchtet und *alle* Ihre Aktivitäten und Verstecke nach und nach ausfindig gemacht.« Er deutete auf den Speicher. »Auch diejenigen, die Sie über Mittelsleute und um zwanzig Ecken in Sicherheit gebracht zu haben glaubten. Wissen Sie, mittlerweile steht fast die Hälfte Ihres engsten Mitarbeiterstabes auf *meiner* Lohnliste.«

»Sie sind ein gottverdammter, eiskalter, gefühlloser Kotzbrocken!«, stellte Reichenthal hitzig fest.

»Und Sie«, antwortete Diaz ruhig und kalt, »sind ein machtgieriger, egozentrischer nicht minder eiskalter versuchter – und verhinderter – Völkermörder. Damit wären wir quitt. Am Ende, Reichenthal, wird es die Nachwelt sein, die das endgültige Urteil über uns spricht. Und ich bin überzeugt davon, dass Sie bei dieser Beurteilung weit weniger gut wegkommen werden als ich.«

»Vielleicht«, gab Reichenthal zu. »Aber das werden wir beide wohl nicht mehr erleben.«

Er stand auf und trat an das breite Panoramafenster, das einen grandiosen Ausblick über die Stadt erlaubte, da Diaz' privates Büro im obersten Geschoss eines 150 Stockwerke umfassenden Wolkenkratzers

lag. Die Wahl dieses hoch gelegenen Büros war einer der subtilen Hinweise, mit denen Diaz der Welt demonstrierte, dass er sich über allen anderen stehend wähnte. Wie oft hatte er betont, er sei »geboren, um zu herrschen«.

Und das verdankt er mir!, dachte Reichenthal bitter.

Sein Vater, Thaddäus Reichenthal, hatte den TR-Tec-Konzern gegründet und als Erster die Technologie geliefert, die es den Genetics überhaupt erst ermöglichte, ihre Genoptimierungen in großem Stil zu betreiben und sie zur heute gängigen Routine zu machen. Und auch Sven Reichenthal hatte sein ganzes Leben dem Konzern gewidmet. Zugegeben, auch dem Profit und dem Einfluss, der damit verbunden war. Es war sein Recht, sich das nicht von genmanipulierten, arroganten Leuten wegnehmen zu lassen, die ohne ihn keinen Deut besser wären, als jeder Normalsterbliche auch.

Doch es war anders gekommen, und Diaz saß eindeutig am längeren Hebel. Am *sehr viel* längeren Hebel. Reichenthal hatte das Spiel verloren. Es gab nichts mehr, das er noch tun konnte. Er drehte sich zum Lord Manager um.

»Darf ich wenigstens noch meine persönlichen Sachen holen?«, fragte er. »Oder haben Sie die Absicht, mich in Handschellen öffentlich abführen zu lassen?«

Diaz schüttelte den Kopf. »Ich überlasse es, wie ich schon sagte, der Nachwelt, über unseren Köpfen den Stab zu brechen oder auch nicht. Sie dürfen Ihre persönlichen Sachen holen – unter Bewachung, versteht sich. Danach allerdings werden Sie wie jeder andere Verbrecher auch ins Gefängnis gebracht, wo Sie auf Ihren Prozess warten werden.«

Diaz rief über die Gegensprechanlage seine Sicherheitswachen herein. »Begleiten Sie Mr. Reichenthal zu seinem Haus und überwachen Sie, was er zusammenpackt. Anschließend bringen Sie ihn ins Gefängnis.«

Reichenthal folgte den Sicherheitsleuten, ohne Diaz noch einen Blick zu gönnen. Man brachte ihn sogar in seinem eigenen Fahrzeug zu seinem Haus. Dort allerdings belauerten sie auf Schritt und Tritt, während er einen kleinen Koffer packte und prüften jeden Gegenstand, den er hineintat, auf darin vielleicht versteckte Waffen, Kommunikationsgeräte und andere verbotene Dinge. Einer der Männer wollte ihm sogar folgen, als Reichenthal sich ins Bad zurückziehen wollte.

»Wollen Sie mir jetzt auch noch beim Pinkeln zusehen?«, fauchte Reichenthal den Mann an. »Dieses letzte bisschen Privatsphäre werden Sie mir ja wohl noch gönnen!« Er stieß die Tür zum Bad auf und umfasste das dahinter liegende überaus luxuriöse fensterlose Badezimmer mit einer Handbewegung. »Wie Sie sehen, gibt es hier kein Fenster und keine zweite Tür, durch die ich Ihnen entkommen könnte. Also lassen Sie mich gefälligst *diese* fünf Minuten allein!«

Der Mann nickte nur, trat zurück, und Reichenthal knallte ihm die Tür vor der Nase zu. Nun war Eile geboten, bevor die Wachen Verdacht schöpften. Er würde Diaz nicht den Triumph gönnen, seinen

ehemaligen Mentor vor einem Gericht gedemütigt und gebrochen zu sehen. Bevor es so weit kam, hatte er sich noch eine letzte Option vorbehalten.

Er öffnete leise den Badschrank, in dem er in einem verborgenen Fach ein Fläschchen eines sehr schnell und schmerzlos wirkenden Gifts aufbewahrte. Ursprünglich hatte er sich das für den Fall besorgt, dass er vielleicht am »Salzach-Syndrom« erkranken sollte. Diese nach ihrem Entdecker benannte Krankheit war erst vor gut fünfzig Jahren zum ersten Mal diagnostiziert worden und trotz aller Künste der fähigsten Ärzte und Wissenschaftler immer noch nicht heilbar. Sie endete allerdings nach ihrem Ausbruch immer tödlich und führte zu einem überaus langsamen, sehr qualvollen Ende.

Reichenthal war dafür leider erblich vorbelastet. Die Wahrscheinlichkeit, dass er eines Tages am Salzach-Syndrom erkrankte, war relativ hoch. Da er in diesem Fall nicht die Absicht hatte, so lange zu warten, bis ihm die Krankheit den typischen qualvollen Tod bescherte, hatte er sich das Gift besorgt, um seinem Leben rechtzeitig ein Ende zu machen und es somit in Würde zu beschließen.

Dazu würde es ihm auch jetzt verhelfen. Ohne zu zögern, leerte Sven Reichenthal das Fläschchen in einem Zug bis auf den letzten Tropfen …

*

Die Wesen ähnelten keinem Volk, dem die Crew der STERNENFAUST schon einmal begegnet war. Sie waren ungefähr 1 Meter 90 groß. Ihre Körper waren walzenförmig mit ovalen Verdickungen am oberen und unteren Ende. Im oberen saßen kranzförmig verteilt fünf faustgroße, blaustrahlende Ausbuchtungen, die wohl die Augen darstellten. Darunter befanden sich vier waagerechte, handlange, kiemenartige Schlitze.

Aus dem gesamten Körper wuchsen insgesamt neun tentakelartige Gliedmaßen, die unsymmetrisch verteilt waren. Drei davon benutzten die Wesen als Beine. Vier besaßen an den Enden eine Aufspaltung in weitere, kleinere Tentakel ähnlich wie Finger. Ihre Haut war mit dichten, grüngelben Borsten bedeckt, die im Licht der Helmlampen fluoreszierten.

Aus ihren Kiemenschlitzen drangen in schneller Folge Trillern, Zischen, Flöten und ein Stakkato von klackenden Lauten.

»Nicht schießen!«, befahl Dana.

Der Anführer der Fremden hatten offenbar einen gegenteiligen Befehl gegeben, denn die zylinderförmigen Gegenstände in ihren Tentakeln spuckten kugelförmige Geschosse aus. Die Marines schlossen die vorderste Front dicht zusammen, damit keins der Geschosse die nur leicht gepanzerten Leute trafen. Doch die Maßnahme erwies sich als überflüssig. Die Durchschlagskraft der Geschosse war so gering, dass auch die leichte Panzerung, die Dana, Sun-Tarin und die beiden

Techniker trugen, genügend Schutz bot.

Die Wesen gaben wieder eine Folge von Lauten von sich und wichen zurück. Dana wartete darauf, dass der Translator genug von der fremden Sprache aufnahm, um sie entschlüsseln und übersetzen zu können.

»Wir tun Ihnen nichts«, sagte sie zu den Wesen. »Ich bin Dana Frost, Captain der STERNENFAUST, und wir sind Ihnen nicht feindlich gesonnen.«

»Die uns offensichtlich schon«, kommentierte Roy Takashi trocken.

Die Fremden wichen weiter zurück und feuerten eine neue Salve. Als auch die keine Wirkung zeigte, rannten sie auf ihren drei Beintentakeln davon und verschwanden um die nächste Gangbiegung.

»Folgen wir ihnen«, entschied Dana und setzte sich in Bewegung.

*

Sarakk hatte Mühe, sich ihre Bestürzung nicht anmerken zu lassen. Die fremden Wesen sahen nicht nur aus wie die Korr-Dämonen der Unterwelt, sie schienen auch genau wie diese unverwundbar zu sein. Vielleicht *waren* sie sogar *Korr* und gekommen, um die letzten Kenoor zu verschlingen.

Uralte Ängste überfluteten Sarakks Verstand und ließen sie den Befehl geben, auf die Fremden zu schießen. Dass das nicht die geringste Wirkung zeigte, steigerte ihre Ängste zur Panik. Und sie hatte nicht die leiseste Ahnung, wie sie die ihr Anvertrauten schützen sollte – außer den Rückzug zu befehlen.

Priesterin Takann sah die Sache allerdings vollkommen anders. »Wie konnten Sie die Fremden angreifen, Kommandantin?«, hielt sie Sarakk vor. »Sie haben uns nicht provoziert!«

»Aber sie sehen aus wie Korr-Dämonen!«, hielt Sarakk ihr vor, während sie weiter hastete und fieberhaft überlegte, was sie als Nächstes unternehmen sollte. Sie musste zugeben, dass auch sie mit dieser Situation überfordert war. Ihre Ausbildung beschränkte sich auf das Führen eines Siedlerschiffes und der Abwehr von primitiven Lebensformen auf fremden Planeten. Umgang mit intelligenten Fremden, die bewaffnet vor ihr standen und wahrscheinlich Korr-Dämonen waren, gehörte nicht dazu. »Außerdem sind sie widerrechtlich in unser Schiff eingedrungen!«

»Das könnte versehentlich passiert sein«, wandte einer der sie begleitenden Techniker ein. »Durch die fehlgeleitete Aktivierung der Automatiken war auch die Frachtluke 5 betroffen. Der Leitstrahl könnte ihr Schiff reingezogen haben. Und in dem Fall sind aus deren Sicht gesehen *wir* die Aggressoren.«

»Sehen Sie!«, triumphierte Takann. »Und statt sich dafür zu entschuldigen, haben Sie sie auch noch beschossen! Und außerdem: Korr-Dämonen sind immer von einer Aura aus schwarzen Flammen

umgeben und haben sechs Gliedmaßen. Die Fremden haben nur vier und kein schwarzes Feuer um sich. Also können sie keine *Korr* sein.«

Das machte Sinn. Außerdem war Takann in diesem Punkt die oberste Autorität an Bord. Wenn sie sich sicher war, dass es sich bei den Fremden *nicht* um Korr-Dämonen handelte, konnte Sarakk das getrost als Fakt nehmen. In ihre diesbezügliche Erleichterung mischte sich Scham darüber, dass sie so unangemessen panisch reagiert hatte.

»Wie hätte ich mich denn bei ihnen entschuldigen sollen?«, hielt Sarakk der Priesterin dennoch vor. »Wir sprechen nicht dieselbe Sprache, wie Sie sicher bemerkt haben.«

»Aber es gibt andere Formen der Verständigung, die wir versuchen sollten«, beharrte Takann. »Schließlich hatten Sie mich ja hergebeten, um genau das zu tun.«

Sarakk blieb stehen. »Und wie stellen Sie sich das vor?«

»Ich werde zu ihnen gehen und versuchen, mich ihnen verständlich zu machen.«

»Das erlaube ich nicht, Takann. Sicher war es tatsächlich ein Fehler, gleich auf die Fremden zu schießen. Aber nachdem wir das getan haben, werden sie wohl kaum geneigt sein, einem von uns zuzuhören.«

»Vielleicht doch«, widersprach die Priesterin. »Denn sie haben Ihren Beschuss nicht erwidert, obwohl sie offensichtlich bewaffnet sind.«

»Ich erlaube trotzdem nicht, dass Sie Ihr Leben auf diese Weise aufs Spiel setzen«, beharrte Sarakk.

Takann richtete sich würdevoll auf. »Kommandantin, ich bin *Priesterin* und keine Ihrer Untergebenen. Ich unterstehe ausschließlich dem Befehl der Götter und keinem sterblichen Wesen. Ihre Erlaubnis, Kommandantin, ist also nicht erforderlich.«

Sarakk wusste, dass Takann im Recht war. Die Priesterschaft bildete eine eigene Kaste in der Gesellschaft der Kenoor. Sie waren ausschließlich den Göttern selbst, den von den Göttern gegebenen Gesetzen und ihrem jeweiligen Tempelvorstand Gehorsam schuldig. Leider *war* Takann die Vorsteherin des Tempels, der in der neuen Heimat gegründet werden sollte. Damit stand niemand über ihr außer den Göttern und ihren Gesetzen.

»Nun gut, gehen Sie, Takann«, gab Sarakk nach. »Doch beten Sie vorher, dass die Fremden Sie nicht umbringen.«

Takann machte kehrt und ging den Weg zurück, den sie gekommen waren.

»Und was machen wir?«, fragte einer der Techniker.

Das war eine sehr gute Frage. Sarakk war sich bewusst, dass im Moment keine Möglichkeit bestand, irgendetwas gegen die Fremden auszurichten, falls sie den Kenoor feindlich gesonnen sein sollten. Wie es aussah, hatten sie alle überhaupt nur noch sehr wenige Möglichkeiten übrig. Wenn sie nicht schnellstens das Schiff reparierten, mochte es noch mehr Zerstörung geben, die vielleicht das gesamte Schiff vernichtete. Wenn die Fremden Feinde waren, konnte das dasselbe zur Folge haben. Und das Schiff verfügte nicht über genug

Ressourcen, die Sicherheitskräfte aufzuwecken, um die Feinde zu vertreiben. Sarakk hatte das Gefühl, als Kommandantin komplett versagt zu haben und einen Fehler nach dem nächsten zu begehen.

»Kehren Sie an Ihre Arbeit zurück«, entschied sie. »Das hat Vorrang. Um alles andere kümmere ich mich.«

Während sich die Techniker auf den Weg in den Hauptgeneratorenraum machten, drehte sich Sarakk um und folgte Takann …

*

»Achtung!«, meldete Sergeant Takashi. »Laut Scanner nähert sich uns einer der Fremden.«

»Nur einer?«, vergewisserte sich Dana.

»Ja, Ma'am, nur einer«, bestätigte Takashi. »Kampfformation!«

Im nächsten Moment bog eins der fremden Wesen um die Gangecke vor ihnen. Als es die Menschen sah, blieb es sofort stehen und streckte langsam wie in Zeitlupe die sechs Gliedmaßen von sich, die es nicht zum Gehen benutzte, wohl um zu zeigen, dass es keine Waffe trug.

Dana trat vor. »Bitte sprechen Sie mit uns, damit wir Ihre Sprache lernen können«, sagte sie, obwohl das Wesen sie nicht verstehen konnte. Aber mit etwas Glück fühlte es sich durch die Anrede ermutigt, selbst etwas zu sagen.

Danas Plan ging auf. Das Wesen stieß eine Reihe von Trillern, Klacken und Pfiffen aus und vollführte dabei mit seinen Tentakeln Bewegungen, die wohl für seine Art eine Bedeutung hatten, für die Menschen aber absolut keinen Sinn ergaben.

»Da kommt noch einer!«, meldete Takashi.

Aufs Stichwort bog ein weiteres der Wesen um die Ecke. Dieses trug zwar eine der zylinderförmigen Waffen, hielt sie aber gesenkt. Der Neuankömmling richtete das Wort an seinen Kameraden, und diese Fülle von Informationen ermöglichte es dem Translator endlich, die Sprache zu entschlüsseln.

»… schießen sie nicht auf uns«, erklang die erste Übersetzung. Sprecher war der zuerst Gekommene.

»Ich sehe trotzdem nicht, wie uns das weiterbringen könnte. Takann. Wie sollen wir uns mit ihnen verständigen? Unsere Sprachen sind unterschiedlich und unsere Gesten sind es mit Sicherheit auch.«

»Das stimmt wohl«, mischte sich Dana jetzt in das Gespräch ein. »Aber dafür haben wir eine Lösung. Wir besitzen ein Übersetzungsgerät, das Ihre Worte in unsere Sprache und unsere in Ihre übersetzt. Ich nehme an, dass Sie mich jetzt verstehen?«

Die beiden Wesen standen für einen Moment vollkommen starr, ehe das mit »Takann« angesprochene antwortete. »Ja, wir verstehen Sie jetzt. Das ist wunderbar!«

»Nicht, wenn die uns feindlich gesonnen sind«, schränkte das andere

Wesen ein. Obwohl es sehr leise gesprochen hatte, nahm der Translator seine Worte trotzdem auf und übersetzte sie.

»Wir sind Ihnen grundsätzlich nicht feindlich gesonnen«, versicherte Dana den beiden. »Allerdings hoffe ich sehr, dass Sie uns nicht noch einmal angreifen.«

»Wir hielten Sie aufgrund der Ähnlichkeit für Korr-Dämonen und damit für eine Bedrohung unserer Sicherheit«, antwortete der Misstrauische. »Immerhin sind Sie uneingeladen in unser Schiff eingedrungen.«

»Das geschah nicht mit Absicht, wie ich Ihnen versichere«, antwortete Dana. »Wir wurden von einem Sog erfasst, als sich in Ihrem Schiff eine Luke öffnete. Es ist uns leider nicht gelungen, unser Schiff daraus zu befreien, sodass wir in Ihrem Hangar landeten. Wir waren uns nicht sicher, ob das nicht ein feindlicher Akt oder eine Einladung Ihrerseits war. Ich kann Ihnen allerdings versichern, dass wir friedliche Raumfahrer sind und keine Dämonen.«

»Ich werde Ihnen das Versehen erklären«, sagte der Misstrauische. »Aber lassen Sie mich Ihnen mich erst vorstellen. Ich bin Sarakk, Kommandantin dieses Schiffes. Dies ist Älteste Priesterin Takann.«

»Ich bin Captain Dana Frost vom SEK STERNENFAUST. Wir gehören zum Star Corps of Space Defense der Solaren Welten.« Sie stellte auch ihre Begleiter vor.

»Ihr Schiff hat einen Namen?«, vergewisserte sich Takann. »Ist es ein Lebewesen mit einer Seele?«

»Nein, es ist nur ein Schiff. Aber bei unserem Volk ist es üblich, auch Schiffen Namen zu geben, die uns inspirieren sollen.«

»Bei uns haben Schiffe nur Nummern, an denen man sie unterscheiden kann«, erklärte Sarakk. »Namen sind für beseelte Lebewesen vorbehalten. Allerdings haben wir mit beiden im Moment große Probleme. Doch was führt Sie hierher? Wird Ihnen eine Angriffsflotte folgen? Haben wir Ihr Territorium verletzt? Das war nicht unsere Absicht. Wir werden es verlassen, sobald wir dazu in der Lage sind.«

Selbst durch die nur unzureichend modulierte Stimmfärbung des Translators war deutlich zu hören, wie besorgt Sarakk war.

»Können wir uns an einem bequemeren Ort unterhalten als stehend in einem Gang?«, fragte Dana daher. »Ich kann Ihnen zumindest versichern, dass wir nicht die Vorhut einer Angriffsflotte sind. Alles Weitere würde ich gern mit Ihnen in Ruhe besprechen.«

»Kommen Sie mit in die Zentrale. Das ist im Moment der einzige Ort, wo wir so etwas wie Bequemlichkeit haben.«

»Was ist mit Ihrem Schiff los?«, fragte Simon E. Jefferson. »Es scheint kaum noch über Energie zu verfügen.«

»Das ist der Grund, weshalb wir uns hier aufhalten. Wie es aussieht, ist das ganze Schiff defekt. Das genaue Ausmaß des Schadens haben wir noch nicht ermitteln können.«

Wenig später erreichten sie die Zentrale, in der Humarr, Hilal und

Kinamm immer noch warteten und auf Nachrichten von Porell oder Sarakk hofften. Ihr anfängliches Entsetzten beim Anblick der in die Panzeranzüge gekleideten Menschen legte sich rasch, nachdem Sarakk ihnen erklärt hatte, dass ihnen keine Gefahr drohte.

Sarakk bot ihnen Platz auf flachen runden Hockern an, auf den sie sich selbst mit ihrem Unterkörper niederließ und ihre drei Beintentakel einfach in den Körper einzog.

»Wir gehören zum Volk der Kenoor«, begann sie mit ihrer Erklärung, »und stammen vom Planeten Kirimatorra im Kanussu-System. Ich werde es Ihnen auf einer Sternenkarte zeigen, sobald wir wieder genug Energie zur Verfügung haben. Unser Planet konnte nicht mehr alle Bewohner ernähren, und so bauten wir dieses Schiff. Ein Teil des Volkes sollte auswandern.«

»Wir haben es in der Vergangenheit ähnlich gehalten«, sagte Dana. »Und wir machen es heute noch so, wenn es die Situation erfordert. Wir haben also durchaus etwas gemeinsam.«

»Es sieht so aus«, stimmte Sarakk zu. »Unser Ziel liegt ungefähr 700 Lichtjahre von Kirimatorra entfernt. Wir alle wurden vor dem Start, der automatisch nach einer vorgegebenen Programmierung erfolgte, in Stasis versetzt und hätten das Ziel in ungefähr 10 Monaten unserer Zeitrechnung erreichen müssen.«

Sie gab ein besorgtes Trillern von sich. »Das Schiff«, fuhr sie danach fort, »ist mit einer Automatik programmiert, die Energieausfälle und andere Kleinigkeiten selbstständig repariert. Die Kommandantin und die Reparaturteams werden nur aus der Stasis erweckt, wenn die Schäden nicht von der Automatik kompensiert werden können.«

»Gutes System«, fand Jefferson. »Vielleicht sollten wir so etwas auch für unsere Schiffe entwickeln.«

»In dem Fall sollten Sie aber Ihr System besser modifizieren, als wir es getan haben«, sagte Sarakk düster. »Bisher haben wir noch nicht herausgefunden, wo der ursprüngliche Fehler lag. Aber wir wissen, dass die Automatik, als einige Energieleiter defekt waren, Umleitungen vorgenommen hat, die nicht vorgesehen waren. Dadurch wurde auch das Navigationssystem beeinträchtigt. Bevor unsere Ortungssensoren auch ausfielen, haben wir festgestellt, dass wir auf einem Zickzackkurs und in Kreisen geflogen sind, was uns vollständig vom Kurs abgebracht hat. Wir haben eine Strecke von 1800 Lichtjahren zurückgelegt und sind immer noch 153 Lichtjahre von unserem Ziel entfernt.«

Sarakk gab eine Reihe von Lauten von sich, die der Translator nicht übersetzte. »Als wir endlich geweckt wurden«, fuhr sie fort, »hatten die Schäden ein Ausmaß angenommen, dass es ein Wunder ist, dass das Schiff überhaupt noch existiert. Als wir es zu reparieren versuchten, kam es zu noch mehr Fehlleistungen, die unter anderem dazu führten, dass die Frachtluke 5 aktiviert wurde, wodurch Ihr Schiff in den Frachtraum gezogen wurde. Außerdem gab es eine Explosion, die wahrscheinlich einen Teil der Stasiskammern zerstört hat. Wir wissen

noch nicht, wie viele Kenoor wir dadurch verloren haben. Aber«, jetzt klang Sarakk eindeutig besorgt, »ich muss wenigsten die anderen sicher ans Ziel bringen. Denn wir sind vielleicht die letzten Überlebenden unseres Volkes.«

»Vielleicht können wir Ihnen bei der Reparatur helfen«, schlug Jefferson vor. »Wenn Sie uns die entsprechenden Konstruktionspläne geben, sind wir sicher in der Lage, Ihren Leuten zu assistieren.«

Sarakk zögerte kurz. »Das ist ein großzügiges Angebot«, sagte sie. »Und ich denke, wir können jede Hilfe brauchen, die wir bekommen können. Wenn mein Stellvertretender Cheftechniker einverstanden ist, nehme ich sie gern an.«

Sie rief Porell über Handfunkgerät. »Wie sieht es aus, Porell?«

»Ich habe eine schlechte Nachricht, Kommandantin. Cheftechnikerin Lorass ist vor ein paar Augenblicken gestorben. Und einige der anderen Verletzten werden es wahrscheinlich auch nicht schaffen.«

Sarakk gestattete sich nicht, jetzt um die Toten zu trauern. Dazu war später noch Zeit genug. Jetzt hatte sie eine Verpflichtung gegenüber den Lebenden. »Porell, die Fremden sind uns freundlich gesonnen und haben angeboten, uns bei der Reparatur zu helfen. Sind Sie damit einverstanden?«

Porell ließ sich seine Überraschung darüber, dass die scheinbaren Feinde offenbar zu Freunden geworden waren, nicht anmerken. »Wir können jede Hilfe gebrauchen«, sagte er. »Wenn die Fremden dazu in der Lage sind, nehme ich sie gern an. Wir können auf keinen Fall Energie erübrigen, um weitere Leute aufzuwecken.«

»Können wir Ihnen vielleicht auch medizinisch helfen?«, fragte Dana. »Mit den medizinischen Informationen aus Ihren Datenbanken wird unsere Ärztin sicher in der Lage sein, die nicht zu schweren Fälle zu versorgen.«

»Das wäre eine große Hilfe und ein mehr als großzügiges Angebot«, sagte Sarakk dankbar, »besonders in Anbetracht der Tatsache, dass wir Sie angegriffen haben, wofür ich mich in aller Form bei Ihnen entschuldige.« Sie zögerte und gestand schließlich: »Wir sind kein kriegerisches Volk, und kämpferische Auseinandersetzungen kennen wir nur aus Legenden. Meines Wissens sind wir die ersten Kenoor, die direkten Kontakt mit intelligenten fremden Wesen haben. Uns fehlen Direktiven, wie wir in so einem Fall vorgehen müssen. Und«, fügte sie beschämt hinzu, »Sie haben nun einmal Ähnlichkeit mit den Korr-Dämonen, die uns von den Legenden als fürchterliche Vernichter beschrieben werden.«

Dana winkte ab. »Wir hätten im umgekehrten Fall wahrscheinlich nicht anders gehandelt«, sagte sie diplomatisch, obwohl sie sehr wohl anders gehandelt hätte. Doch möglicherweise war auch das ein Punkt, in dem die Sitten von Menschen und Kenoor nicht übereinstimmten.

Sie rief über ihr Armbandfunkgerät die STERNENFAUST. »I.O., schicken Sie ein Technikerteam und Dr. Gardikov mit einem Notfallteam.«

»Sind Sie verletzt?«, fragte van Deyk besorgt.

»Wir nicht, aber die Kenoor haben Schwierigkeiten.«

»Wenn ich das Ausmaß dieser Schwierigkeiten richtig verstanden habe«, mischte sich Jefferson ins Gespräch, »werden wir möglicherweise nicht wieder aus diesem Schiff herauskommen, bevor es nicht repariert ist. Zumindest nicht ohne den Einsatz der Gausskanonen.«

»Das klingt ziemlich drastisch.«

»Das war ein Scherz, Lieutenant Commander«, erklärte Jefferson. »Ich treffe das Team direkt an der Schleuse.«

»Kinamm!«, wandte sich Sarakk an den Navigator. »Führen Sie diesen Techniker zur Frachtluke 5 und ihn und seine Leute anschließend zu Cheftechniker Porell. Danach begeben Sie sich in Sektion 256 und erstatten mir Bericht über den Schaden dort.«

»Jawohl, Kommandantin.«

»Ein paar von uns könnten sich vielleicht auch nützlich machen«, schlug Takashi vor. »Wir begleiten Sie ebenfalls.«

Natürlich war Dana klar, dass der Kommandant der Marines nicht die Absicht hatte, bei den technischen Reparaturen zu helfen, sondern auf Jefferson, Dr. Gardikov und ihre Leute aufzupassen. Falls Sarakk das ebenfalls vermutete, ließ sie es sich nicht anmerken.

»Das ist ein großzügiges Angebot«, sagte sie. »Ich danke Ihnen.«

Dana nickte zustimmend, und Takashi folgte mit der Hälfte seiner Leute Jefferson, Kumara und Kinamm.

»Sie sagten vorhin«, wandte sich Dana anschließend wieder an Sarakk, »dass Sie und Ihre Begleiter möglicherweise die letzten Überlebenden Ihres Volkes sind. Wie haben Sie das gemeint?«

Sarakk zögerte. »Nun«, antwortete sie schließlich, »ich bezog das auf den letzten Kontakt, den wir vor unserem Start mit Kirimatorra hatten. Als wir kurz vor unserem Start unseren endgültigen Aufbruchstermin und das voraussichtliche Ziel unserer Reise meldeten, erhielten wir eine beunruhigende Antwort. Die Ursprungswelt wurde von einem unbekannten, weit überlegenen Feind angegriffen.«

Sarakk machte eine Pause und peitschte mit ihren Tentakelarmen die Luft, was wohl eine Geste der Besorgnis oder Aufregung darstellte. »Wir sind kein Volk von Kämpfern und verfügen nur über eine Transport- und Siedlerflotte. Wenn dieser Feind tatsächlich, wie es in der Meldung hieß, mit starken Kampfschiffen kam, hat unser Volk gegen ihn keine Chance.«

»Haben Sie denn danach nichts mehr von Ihren Leuten gehört?«, fragte Dana gespannt.

»Doch, einmal noch. Wir erhielten neue Zielkoordinaten, die viel weiter entfernt lagen als geplant. Der Feind war übermächtig und die Flucht schien die einzige Rettung vor ihm. Unser Volk sollte auf diese Weise bestehen bleiben. Danach brach der Kontakt mit Kirimatorra vollständig ab.«

»Gibt es eine Beschreibung dieses Feindes?«, wollte Dana wissen.

»Keine. Niemand von uns hier an Bord hat ihn gesehen. Und wir erhielten auch keine Bilder von ihm oder seinen Schiffen übermittelt. Als wir das erste Mal nach drei Monaten für erforderliche Reparaturen erweckt wurden, haben wir das routinemäßig an unsere Heimatwelt gemeldet. Wir hätten spätestens nach einigen Tagen eine Antwort erhalten müssen. Doch es kam keine. Genau gesagt kam nie wieder eine. Zunächst dachten wir, dass die Antwort auf unsere erste Meldung uns erreicht hätte, nachdem wir die Reparatur beendet und wieder in Stasis gegangen waren. Doch in dem Fall wäre sie aufgezeichnet worden, und wir hätten sie bei der nächsten Erweckung gefunden.«

»Aber das war nicht der Fall?«

»Nein. Natürlich machten wir uns Sorgen, sandten einige weitere Meldungen und warteten beim zweiten Mal mehrere Wochen auf eine Antwort. Es kam nie eine. Für mich lässt das nur einen einzigen Schluss zu.« Sarakk brauchte Dana nicht auszuführen, welcher das war.

»Könnte es nicht sein, dass lediglich die Funkstationen beschädigt oder vernichtet waren, sodass der Kontakt dadurch verhindert wurde?«

»Das wäre eine Möglichkeit«, gab Sarakk zu. »Doch ich halte sie für wenig wahrscheinlich. Wir müssen davon ausgehen, dass wir tatsächlich die letzten überlebenden Kenoor sind. Zum Glück haben wir eine hohe Reproduktionsrate und werden dadurch unser Volk schnell wieder auf eine angemessene Zahl gebracht haben, sobald wir am Ziel sind. Falls wir das Ziel erreichen«, fügte sie besorgt hinzu, »denn unser Schiff ist in einem wirklich schlimmen Zustand.«

Wie um ihre Worte zu bestätigen, kam in diesem Augenblick eine Meldung von Kinamm über Handfunk. »Kommandantin«, meldete der Navigator, »ich bin in Sektion 256. Die … die gesamte Sektion ist … ist durch die Explosion zerstört worden. Wir haben 348.530 Siedler verloren.«

Die in der Zentrale anwesenden Kenoor stießen einen schrillen Laut aus, der den Menschen und Sun-Tarin durch Mark und Bein ging. Offenbar war das ihre Art, Trauer auszudrücken.

»Ein furchtbarer Verlust«, sagte Sarakk schließlich. »Sind die angrenzenden Sektionen auch beschädigt worden?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Kinamm. »Die Wände zu den übrigen Sektionen sind verzogen, aber weitgehend intakt. Ich kann sie nicht genauer in Augenschein nehmen, weil mir die Trümmer den Zugang versperren.«

»Wir werden das überprüfen, sobald wir die Trümmer beseitigt haben«, entschied Sarakk. »Gehen Sie zu Porell und unterstützen Sie ihn.«

»Jawohl, Kommandantin.«

»Ich bedauere Ihren Verlust«, sagte Dana. *Wenn ich bedenke, wie ich mich fühlen würde, wenn mehrere Hunderttausend mir anvertrauter Menschen in meiner Obhut gestorben wären …*

Ihr Armbandfunkgerät meldete sich mit einer Nachricht von

Lieutenant Jefferson. »Captain, wir werden uns auf einen längeren Aufenthalt hier einrichten müssen«, sagte er. »Die Schäden sind sehr umfangreich. Dass das Schiff überhaupt noch existiert, ist ein Wunder.«

»Was heißt das genau, L.I.?«

»Es ist im Moment nicht möglich, Energie zum Schott des Frachtraums zu leiten, in dem die STERNENFAUST sitzt. Mit anderen Worten, das Schott kann bis zum Ende der Reparatur nicht geöffnet werden. Einen manuellen Betrieb hat es nicht, wie mir Techniker Porell sagte.«

»Und wie lange wird unser längerer Aufenthalt hier wohl dauern?«, fragte Dana. *Es hätte uns gerade noch gefehlt, dass wir hier auf unbestimmte Zeit festsitzen!*

»Nun, Captain, zu unserem Glück ist dieses Schiff verglichen mit der STERNENFAUST relativ einfach konstruiert, sodass die Reparaturen nach unseren Standards nicht allzu schwierig sind, nur umfangreich und zeitraubend.«

»*Wie lange*, L.I.?«

»Eine Woche bis zehn Tage, Captain. Und Ihr Einverständnis vorausgesetzt, würde ich gern *alle* verfügbaren Techniker der STERNENFAUST hier einsetzen. Porell hat nichts dagegen.«

»Nun, in diesem Fall haben Sie meine Erlaubnis. – Kommandantin Sarakk, dürfen wir noch mehr unserer Techniker an Bord holen?«

»Selbstverständlich«, stimmte Sarakk sofort zu. »Wir sind Ihnen für Ihre Hilfe unendlich dankbar.«

»Captain«, meldete sich Sergeant Takashi, der das Gespräch verfolgt hatte. »Wir haben hier im Moment nichts Besseres zu tun. Meine Leute könnten mit der Beseitigung des Schrotts beginnen, wenn uns jemand zeigt, wo wir den deponieren sollen.«

Sarakks Dankbarkeit kannte jetzt fast keine Grenzen mehr. »Humarr, Hilal, Sie zeigen den Leuten, was sie tun müssen. Ich werde ebenfalls mitkommen. Schließlich gibt es für mich hier in der Zentrale nichts zu tun.«

»Ich werde auf mein Schiff zurückkehren und meinen Vorgesetzten Bericht erstatten«, sagte Dana. »Damit die wissen, wo wir sind und dass Sie keine Bedrohung für uns darstellen.«

»Das wäre sehr freundlich von Ihnen«, stimmte Sarakk zu. »Sagen Sie Ihren Vorgesetzten in meinem Namen auch, dass wir Ihr Territorium sofort wieder verlassen werden, sobald die Reparaturen abgeschlossen sind und wir genug Energie für den Antrieb haben.«

»Nur keine Eile«, wehrte Dana ab. »Bringen Sie Ihr Schiff in Ruhe wieder in Ordnung und starten Sie erst, wenn Sie sich sicher sind, dass das Einschalten des Antriebs und der Übertritt in den Bergstrom-Raum es nicht wieder erneut beschädigen.«

»Danke«, sagte Sarakk nur noch und machte sich an die Arbeit.

*

Dana saß vier Tage später zusammen mit Lieutenant John Santos in der Zentrale des Kenoor-Schiffes und blickte interessiert auf die Sternenkarten, die Kinamm und Sarakk ihnen zeigten.

Nach intensiven Reparaturen reichte die Energieversorgung aus, um die gesamte Zentrale wieder aktivieren zu können. Lieutenant Jefferson hatte seine Schätzung hinsichtlich der Reparaturzeit allerdings auf zwölf bis vierzehn Tage korrigieren müssen.

»Weit über die Hälfte aller Energieleitungen sind defekt«, hatte er gemeldet. »Die Kenoor haben zwar glücklicherweise genug Ersatz an Bord, aber es dauert, die alle zu installieren. Sobald wir das Gröbste geschafft haben, sagt Porell, können wir noch weitere Techniker aus der Stasis aufwecken, dann geht es schneller.«

Doch für den Moment genügte es Dana, dass sie endlich konkret erfahren konnte, woher die Kenoor gekommen waren. Santos verglich die Sternenkarten mit den Daten der STERNENFAUST und »übersetzte« sie so, dass Dana etwas damit anfangen konnte. Die Kenoor stammten aus einem Gebiet, das gut 550 Lichtjahre vom gegenwärtigen Standort entfernt jenseits des J'Ebeem-Territoriums lag.

Das ursprüngliche Ziel von Sarakks Schiff lag wiederum nur noch 153 Lichtjahre entfernt im Gebiet der Mantiden.

»Die Mantiden werden Sie wahrscheinlich nicht abweisen«, machte Dana der Kommandantin der Kenoor Mut. »Sie sind sehr hilfsbereit und nicht sonderlich an Sauerstoffplaneten interessiert. Sie atmen nicht wie Ihr Volk oder meines.«

»Das sind sehr erfreuliche Nachrichten«, versicherte Sarakk.

*

Jurij R. Diaz gab es auf, die »harte Nuss« Maunga knacken zu wollen.

Nachdem er den Botschafter mittlerweile drei volle Wochen lang hatte zappeln lassen, ohne ihn zu einem weiteren Gespräch zu bitten und Maunga sich immer noch nicht darüber beschwert hatte, war Diaz zu dem Schluss gekommen, dass er wohl ewig auf so eine Beschwerde würde warten müssen. Allerdings wäre es ein auch für Diaz nicht mehr zu vertretender diplomatischer Affront gewesen, Maunga noch länger mit Museumsbesuchen und dergleichen kaltzustellen und zappeln zu lassen. Deshalb hatte er den Vertreter der Solaren Welten heute zu sich gebeten.

Maunga erschien wie beim ersten Mal mit einem strahlenden Lächeln und nicht dem geringsten Anzeichen von Unmut. Entweder war der Mann tatsächlich mit einer Engelsgeduld gesegnet, oder er war der beste Schauspieler, den Diaz je erlebt hatte. In Anbetracht der Tatsache, dass Maunga seine berufliche Laufbahn als Christophorer begonnen hatte, bevor er die Kutte an den Nagel hängte und ins Diplomatische Corps wechselte, tippte Diaz allerdings eher auf die Engelsgeduld.

»Botschafter Maunga, ich muss mich in aller Form dafür entschuldigen. dass ich Sie über einen so langen Zeitraum hinweg derart sträflich vernachlässigt habe.«

Maunga winkte freundlich ab »Dafür habe ich vollstes Verständnis, Lord Manager«, versicherte er, und es klang aufrichtig. »Sie haben in dieser Zeit des Umbruchs natürlich sehr viel zu tun. Seien Sie versichert, dass ich mich nicht eine Minute gelangweilt habe. Darelis hat so unendlich viel zu bieten: Naturdenkmäler, Sehenswürdigkeiten, Erholungsgebiete und erst die Gastronomie … Sie können wirklich stolz auf Ihre Welten sein.«

»Danke«, antwortete Diaz und war sich nicht sicher, ob das eine Schmeichelei sein sollte oder Maungas ehrliche Meinung darstellte. Bei diesem Mann konnte man das nie genau sagen. Er beschloss, sich darüber keine weiteren Gedanken zu machen. »Botschafter, ich habe trotz meiner knappen Zeit über Ihre Vorschläge intensiv nachgedacht.« Er beugte sich leicht vor. »Falls Sie allerdings auf eine für Sie positive Antwort gehofft haben, muss ich Sie leider enttäuschen.«

Maunga lächelte gewinnend. »Lord Manager, ich habe auf *eine* Antwort von Ihnen gehofft. Aber meine Hoffnung bezog sich nicht auf einen bestimmten Inhalt dieser Antwort. Trotzdem interessiert es mich natürlich, zu welchem Entschluss Sie gekommen sind.«

»Wir werden die Verordnung zur Aktion Exodus auf keinen Fall zurücknehmen«, teilte Diaz ihm in einem unnachgiebigen Tonfall mit, der Maunga zeigen sollte, dass es keinen Zweck hatte zu versuchen, darüber weiter zu verhandeln.

Maunga ließ sich zu Diaz' Bedauern nicht anmerken, was er davon hielt. Gelassen und mit der unvermeidlichen Gebäckschüssel vor sich, aus der er sich eifrig bediente, wartete er auf weitere Erklärungen.

»Sehen Sie, Botschafter«, fuhr Diaz schließlich fort, »wir sind zutiefst der Überzeugung, dass dieser Schritt der Richtige ist – auch für die Normalen.

Wir sind außerdem zu dem Schluss gekommen, dass eine Vertagung der Aktion Exodus auf einen Zeitpunkt, zu dem die Dronte vielleicht – nein, *hoffentlich* endlich besiegt sind, kontraproduktiv wäre. Wie Sie selbst wissen, haben wir im Moment keine Garantie dafür, dass es uns überhaupt gelingt, mit ihnen fertig zu werden. Außerdem ist die Kapazität unserer Flotte immer noch nicht allzu groß. Falls die Dronte uns angreifen, werden sie uns wahrscheinlich aufreiben. In dem Fall sind aber wenigstens die Nichtoptimierten nicht davon betroffen.«

Natürlich war sich Diaz bewusst, dass dieses Argument einen logischen Fehler enthielt. Wenn es wirklich darum ginge, einige Menschen von Genetikerwelten in Sicherheit zu bringen, müsste ihm mehr daran gelegen sein, die Optimierten zu retten statt der Nichtoptimierten. Ihm war auch klar, dass Maunga das wusste, aber wenn er den Diplomaten richtig einschätzte, würde er darüber hinweggehen.

»Ich verstehe, was Sie meinen, Lord Manager«, sagte Maunga ernst.

»Sie haben inzwischen im Angesicht der Bedrohung durch die Dronte erkannt, dass es etwas voreilig war, die Genetikerwelten so rigoros schon jetzt von den Solaren Welten zu lösen und sich auf eigene Beine zu stellen. Zugegeben, niemand konnte zu dem Zeitpunkt, da Sie Ihre Unabhängigkeit erklärten, voraussehen, dass kurze Zeit später die Dronte vor unser aller Türen auftauchen würden. Und natürlich wäre es ein gefundenes Fressen für all jene, die Ihre reumütige Rückkehr in den Schoß der Mutterwelten über kurz oder lang prophezeit haben, wenn Sie diesen Schritt tatsächlich umsetzen würden.

Also haben Sie entschieden, dass es besser ist, wenn – sollte das Schlimmste eintreten – nur die optimierten Genetics untergehen und jene, die langfristig ohnehin nicht mehr in Ihre Gesellschaft passen, die Chance haben, davon verschont zu bleiben, indem Sie die ausweisen.«

Diaz starrte den Botschafter an und hatte Mühe, ein unbewegtes Gesicht zu behalten. Er hatte ihn wieder falsch eingeschätzt.

Diaz besaß durchaus ein Gewissen, auch wenn fast alle Welt ihn für einen skrupellosen Mistkerl hielt. Allerdings fand er es taktisch klüger, diese Tatsache niemanden wissen zu lassen. Doch nachdem Maunga nun von selbst darauf gekommen war, hatte es keinen Sinn mehr, diese Tatsache zu leugnen.

»Nun, Botschafter«, sagte der Lord Manager. »Sie halten mich sicherlich für ein kaltherziges Ungeheuer. Oder falls das auf Sie persönlich nicht zutrifft, so doch auf die Mehrheit der Menschen der Solaren Welten.«

»Auf einige sicherlich«, stimmte Maunga ihm zu. »Auf mich persönlich nicht. Sehen Sie, Lord Manager, ich beurteile zwar Situationen – das gehört zu meinem Job –, aber ich verurteile nicht andere Wesen. Erst recht nicht, wenn ich sie verstehen kann. Wobei, das möchte ich betonen, *verstehen* nicht identisch ist mit *billigen*. Aber fahren Sie bitte fort.«

Diaz sah Maunga an und empfand tiefen Respekt vor dem Mann – vor seiner Persönlichkeit, nicht vor seinem Können als Botschafter oder in seiner Eigenschaft als »Gegner« in diplomatischen Wortgefechten. »Als wir uns entschieden haben, uns von den Solaren Welten zu lösen, stand die überwiegende Mehrheit der Optimierten hinter dieser Entscheidung und sogar ein großer Teil der Nichtoptimierten. Wir wollten eine Gesellschaft nach *unseren* Bedürfnissen und Möglichkeiten formen und fühlten uns von den Solaren Welten in einem gravierenden Bereich daran gehindert. Aber, ich betone es nochmals, zu dem Zeitpunkt standen auch die Nichtoptimierten hinter dieser Entscheidung.«

»Die ihre Meinung aber geändert haben, als sie feststellen mussten, dass Optimierungen an Erwachsenen verdammt kostspielig sind und damit nicht jedem offenstehen«, ergänzte Maunga. »Das habe ich von einigen Auswanderern erfahren.«

»So war es«, gab Diaz zu. »Die Nichtoptimierten, die der Trennung von den Solaren Welten zugestimmt hatten, taten das unter falschen

Voraussetzungen, die sich nicht erfüllt haben. Und nachdem wir feststellen mussten, dass unsere diesbezügliche Entscheidung doch etwas voreilig gewesen war, sind wir zu dem Schluss gekommen, dass wir Optimierten allein dafür auch die Verantwortung übernehmen müssen. Und zwar unabhängig davon, dass die Nichtoptimierten in unserer Gesellschaft – sollte sie überleben – tatsächlich keine Zukunft mehr haben.«

Maunga neigte zustimmend den Kopf. »Wie ich schon sagte, Lord Manager, ich *verstehe* Ihre Beweggründe durchaus, und zwar alle, wie ich glaube. Aber ich erlaube mir darüber kein Urteil. Das steht mir nicht zu. Ich bin unter anderem hier, um sicherzustellen, dass Aktion Exodus, da sie nun einmal Fakt ist, so glatt wie möglich verläuft. Tatsache ist aber auch, wie ich Ihnen bei unserem ersten Gespräch bereits sagte, dass wir keine Schiffe freistellen können, um Ihnen bei der Durchführung zu helfen. Damit sind Sie weitgehend auf ihre eigenen Kapazitäten beschränkt.«

»Die in der Tat eingeschränkt sind«, gab Diaz zu. »Wir hatten den Zeitplan von drei Monaten festgesetzt unter der Voraussetzung, dass die Solaren Welten uns aushelfen könnten. Nun, da das nicht der Fall ist, können wir ihn auch nicht mehr einhalten.«

»Was werden Sie also tun?«

»Wir werden den Transport der Nichtoptimierten aus unserem Gebiet weiterhin schnellstmöglich durchführen – aber wir lassen der Sache so lange Zeit, wie sie naturgemäß dauert. Ich gehe aber davon aus, dass uns die Solaren Welten unterstützen, sobald die Situation es gestattet.«

»Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen, Lord Manager. Wie steht es mit unserem Angebot für ein Koalitionsbündnis? Könnte das von Interesse für Sie sein?«

»Damit sind wir einverstanden, Botschafter, zumindest im Bezug auf die gegenwärtige Situation. Keiner von uns kann sagen, was die Zukunft bringt. Ich denke, wir sollten uns gleich morgen zusammensetzen und die Bedingungen dafür ausarbeiten.«

»Das wäre mir sehr recht, Lord Manager. Ich bin autorisiert, einen entsprechenden Vertrag, falls die Bedingungen annehmbar sind, im Namen der Regierung zu akzeptieren.«

Diaz erhob sich, um Maunga zur Tür zu begleiten. »Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, Botschafter«, sagte er aus einem ihm selbst unerklärlichen Bedürfnis heraus, von wenigstens einem »normalen« Menschen verstanden zu werden. »Aber ich habe wirklich nur das Beste für meine Leute im Sinn.«

»Das glaube ich Ihnen nicht nur, Lord Manager«, antwortete Maunga zu Diaz' Erstaunen, »ich bin davon überzeugt. Aber – ich hoffe, Sie nehmen diese Bemerkung jetzt nicht persönlich – es gibt da ein Sprichwort, das Sie sicherlich kennen: *Der Weg ins Verderben ist gepflastert mit guten Vorsätzen.* Auch wenn wir das Beste für die Leute wünschen, für die wir verantwortlich sind, heißt das nicht, dass das, was wir subjektiv für das Beste halten, objektiv auch tatsächlich das

Beste ist. Doch es ist müßig, darüber zu spekulieren. Die Zeit wird zeigen, was am Ende dabei herauskommt.«

Doch für Aorangi Maunga war es eine befriedigende Erfahrung zu sehen, dass der mächtige, eiskalte Lord Manager Jurij R. Diaz durchaus auch eine menschliche Seite hatte.

*

Sarakk saß in der Zentrale und überprüfte zusammen mit Humarr und Porell die Statusanzeigen der einzelnen Stationen. Aus allen Bereichen kamen nur Bereitschaftsmeldungen und positive Bestätigungen. Lieutenant Jefferson, der zusammen mit Dana ebenfalls anwesend war, grinste zufrieden.

»Captain Frost«, sagte Sarakk, »Ihre Leute haben uns wirklich sehr geholfen. Das Schiff ist wieder intakt und wird den Rest der Reise noch gut überstehen. Was kann ich tun, um Ihnen angemessen dafür zu danken?«

»Wir haben gern geholfen, Kommandantin Sarakk«, versicherte Dana. »Bei unserem Volk genügt es, sich einfach nur für die Hilfe zu bedanken. Und das haben Sie bereits ausgiebig getan. Wenn Sie erlauben, begleiten wir Sie noch, bis Ihr Schiff in den Bergstrom-Raum eintritt.«

»Gern, Captain Frost. Wir wünschen Ihnen eine gute Reise.«

»Das wünschen wir Ihnen auch, Kommandantin Sarakk.«

*

Ein paar Stunden später hatte die STERNENFAUST das Siedlerschiff der Kenoor wieder verlassen und flog an dessen Tempo angepasst Begleitschutz.

Von Darelis war eine Nachricht von Botschafter Maunga eingetroffen, dass seine Mission beendet war und sie ihn wieder abholen konnten.

Als das Schiff der Kenoor endlich mit einem letzten Gruß über Funk in den Bergstromraum eintrat und vom Bildschirm verschwand, dachte Dana: *153 Lichtjahre sind gar nicht so unendlich weit von den Solaren Welten entfernt. Für die STERNENFAUST bedeutet das nur knapp drei Wochen. Vielleicht treffen wir die Kenoor eines Tages wieder. Ich würde zu gern wissen, wie sie sich in ihrer neuen Heimat entwickeln.*

»Lieutenant Santos.« Dana richtete ihre Gedanken auf das Jetzt. »Nehmen Sie Kurs auf Darelis II. Botschafter Maunga erwartet uns.«

ENDE



Exodus der Mantiden

von Luc Bahl

Das Volk der Mantiden, die ältesten Verbündeten der Solaren Welten, scheint nicht bereit, bei der Verteidigung gegen die parasitären Dronte zu helfen.

Vor Tausenden von Jahren waren die Insektoiden ein Hilfsvolk der Dronte.

Sind sie bereit, sich auch diesmal auf deren Seite zu schlagen?